



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Zur Herstellung von Sicherheit – eine sozial- und
kulturanthropologische Studie zum Freeriden in
Österreich

Verfasserin

Lisa Gappmayer, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer

Univ.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Hadolt, MSc

Für Jörg

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis.....	i
1. Einleitung.....	1
1.1. Zentrale Forschungsfragen und Ziel der Arbeit.....	2
1.2. Theoretische Verortung.....	3
1.3. Die Feldforschung.....	4
1.4. Aufbau der Arbeit.....	4
2. Freeriden – eine Einführung.....	6
2.1. Eigenschaften des Freeridens.....	7
2.2. Offizielle Richtlinien.....	8
2.2.1. Die Einteilung des Skiraumes.....	8
2.2.2. Die Europäische Lawinengefahrenskala und Lawinenlagebericht.....	15
2.3. Ausrüstung/Equipment.....	17
2.4. Aktuelle Unfallstatistiken.....	20
3. Methoden.....	23
3.1. Position im Feld.....	24
3.2. Vorerhebungen/Literaturrecherche.....	25
3.3. Feldforschung.....	26
3.3.1. Interviews.....	27
3.3.2. Teilnehmende Beobachtung.....	27
3.4. Datenauswertung und Analyse.....	28
4. Theoretische Diskussion.....	30
4.1. Risiko im Sport – Risikosport.....	31
4.2. Sicherheit.....	35
4.3. Unsicherheit.....	36
4.4. Risiko.....	38
4.4.1. Risiko oder Gefahr?.....	41
4.5. Sicherungsstrategien.....	43
4.5.1. Kontrollillusion.....	47
4.5.2. The Insight-Model (Mastery Theory).....	50
4.5.3. Edgework.....	51
4.5.4. Flow.....	53
4.5.5. Pre-Performance Routines.....	56
4.6. Ritual.....	57
4.6.1. Das Ritual nach Victor Turner.....	58
4.6.2. Liminalität.....	59

4.6.3. Communitas	60
4.6.4. Rituale im Sport.....	67
5. Empirischer Teil.....	70
5.1. Die FreeriderInnen	71
5.2. Ein typischer Tag am Berg.....	74
5.3. Individuell erlebte Gefahrenmomente	76
5.4. Persönliche Risikoakzeptanz	78
5.5. Das Bewusstsein über Kontrollillusion	87
5.6. Die Durchführung persönlicher Sicherungsstrategien	89
5.6.1. Das Equipment und seine Auswirkungen	90
5.6.2. Die angewandte Ausweitung der Grenzen	93
5.6.3. Die Vorbereitungen für den Tag am Berg.....	100
5.6.4. Weitere Rituelle Dimensionen	114
5.6.5. Die Abwesenheit von Sicherungsstrategien	117
6. Conclusio.....	120
Quellenverzeichnis	125

Abkürzungsverzeichnis

FIS	Fédération Internationale de Ski
LLB	Lawinenlagebericht
LVS	Lawinen-Verschütteten-Suchgerät
ÖNORM	Österreichische Normen
ORF	Österreichischer Rundfunk
PPR	Pre-Performance-Routines
SAAC	snow&alpine awareness camps

1. Einleitung

Sonnenschein, blauer Himmel. Die Nacht hat Schneefall gebracht. Die frisch gefallene weiße Pracht glitzert ringsum und liegt zentimeterdick auf den Ästen der Bäume. Lachende, sonnengebräunte Gesichter von jungen Frauen und Männern. Vor den Gesichtern Dunstschwaden, die den schnell gehenden Atem verraten. Der kurze Anstieg durch den meterhohen Schnee war anstrengend. Alle sind in dickes Gewand eingepackt, der Anteil an atmungsaktiver Kleidung ist auffallend hoch. Man schaut sich um, freut sich über den schönen Tag. Das Bergpanorama lässt alle kurz inne halten, der Blick geht weit bis über die Landesgrenzen hinaus. Die lärmenden Touristenmassen wurden auf der präparierten Piste zurückgelassen. Hier gibt es nur das weite Weiß und die kleine Gruppe von Freunden. Das Gefühl, am richtigen Ort zur genau richtigen Zeit zu sein, stellt sich ein. Die Snowboards werden angeschnallt, wissende Blicke ausgetauscht und schon ist der erste unterwegs. Der Schnee spritzt bei jeder gefahrenen Kurve meterhoch zur Seite. Ringsumher hört man Ausrufe der Begeisterung, wenn so ein selbstgemachter Schneebogen durchfahren wird. Berauscht von der Abfahrt eilen alle wieder zum Lift, überzeugt, den ganzen Tag immer wieder dieses Gefühl erleben zu wollen. Bis die körperlichen Kräfte zu sehr nachlassen, wird das auch so sein. Nichts trübt die Laune, jeder fühlt sich wohl.

Die hier beschriebene Situation kennt wohl jeder, der sich abseits gesicherter Skipisten in den Bergen aufhält. Sehr gut bekannt dürfte jedoch auch die andere Seite sein. Die Situation nämlich, wenn die Bedingungen nur scheinbar perfekt waren, wenn man sich nicht wohl gefühlt hat oder wenn tatsächlich das eintritt, was jeder verhindern will – ein Lawinenabgang mit Verschüttung. Diese Situationen können aufgrund von Fehlentscheidungen oder einer unvorhersehbaren Verkettung unglücklicher Umstände eintreten. Immer wieder hört man von solchen Vorfällen, vielfach kennt man sogar Personen, die von einer Lawine verschüttet wurden. Auch die heimischen Medien greifen das Thema jedes Jahr verstärkt auf. Sie warnen in den Abendnachrichten vor angespannten Lawinenverhältnissen. Sehr oft wird betont, wie erfahren und umsichtig der oder die Verschüttete im Beurteilen der Lawinensituation war.

Trotzdem reißt die Zahl der FreeriderInnen¹ nicht ab. Und auch der Genuss all jener, die schon seit längerer Zeit diese Freizeitbeschäftigung ausüben, wird nicht geringer. Wie aber kann es sein, dass man sich in einer so gefährlichen Umgebung Genuss erhofft und diesen auch oft findet? Dieser Frage möchte ich in der vorliegenden Arbeit nachgehen.

Spricht man mit FreeriderInnen über die Gefahren, die von diesem Sport ausgehen, bekommt man sehr oft „Ja, das Risiko gehört halt einfach dazu“ und ähnliches zu hören. Was aber macht den Unterschied zwischen Gefahr und Risiko aus? Niemand würde angeben, sich gerne Gefahren auszusetzen. Die vielen informellen Gespräche und geführten Interviews zeigen, dass sich die hier relevanten FreeriderInnen nur in Ausnahmesituationen unsicher fühlen. Diese Sicherheit bedeutet jedoch keineswegs ein mangelndes Bewusstsein über die herrschenden Gefahren. Vielmehr schaffen es die SportlerInnen, in dieser unsicheren Umgebung Sicherheit herzustellen. Wie diese Herstellung von Sicherheit funktioniert, soll hier untersucht werden.

1.1. Zentrale Forschungsfragen und Ziel der Arbeit

Am Beispiel der FreeriderInnen soll ein tieferer Einblick in die Thematik um individuelle Sicherungsstrategien ermöglicht werden. Die zentralen Forschungsfragen für diese Arbeit lauten:

Wie wird in Risikosituationen individuelle Sicherheit hergestellt? Welche situationsspezifischen Handlungen stellen in Risikosituationen Sicherheit her?

In Zusammenhang mit dieser Fragestellung ergeben sich folgende Unterfragen:

- Welche Strategien werden angewandt, um aus Unsicherheit Sicherheit herzustellen?
- Wie wirken sich diese Strategien auf das Verhalten der Ausübenden aus?
- Gibt es verschiedene Strategien und wie sind die Rahmenbedingungen für die konkrete Anwendung?
- Wie wird durch diese Strategien Sicherheit hergestellt?

¹ SkifahrerInnen und SnowboarderInnen, die das gesicherte Skigelände verlassen, werden in der Arbeit FreeriderInnen genannt. Eine genauere Erklärung und ein kurzer Einblick in die Begriffsentstehung finden sich im nächsten Kapitel.

Im empirischen Teil der Arbeit sollen die zentralen Ergebnisse präsentiert werden, um anschließend die Forschungsfragen beantworten zu können.

Die Frage nach den Motiven zur Ausübung risikoreicher Sportarten wurde schon öfters gestellt (u.a. Russell 2013) und meiner Ansicht nach vorerst auch ausreichend beantwortet. Deshalb soll der Motivation zum Ausüben von Freeriden in dieser Arbeit nicht nachgegangen werden. Trotzdem werden unterschiedliche Konzepte, wie etwa Flow², als bestimmender Teilaspekt in die Ausführungen mit einfließen.

1.2. Theoretische Verortung

Sieht man sich relevante Literatur zu Risiko genauer an, stellt sich schnell heraus, dass eine Risikohandlung auch immer eine Erwartung beinhaltet (Luhmann 1991, S. 29ff). Diese Erwartung ist beim Freeriden das oben beschriebene Gefühl, am richtigen Ort zur richtigen Zeit zu sein. Man ist mit sich und der Umwelt eins. Dieses Gefühl wird von Csikszentmihalyi als Flow beschrieben (1985). Der Autor geht jedoch davon aus, dass Flow nur erlebt werden kann, wenn man sich sicher fühlt. Nicht zu verwechseln ist dieses Sicherheitsgefühl mit einem Erleben von Langeweile, jedoch mit dem Fehlen von Unsicherheit. Herausforderung muss also vorhanden sein. In der vorliegenden Arbeit diskutiere ich, wie diese Sicherheit in der unsicheren Umgebung beim Freeriden hergestellt wird. Dabei stellt sich heraus, dass sichere Grenzen von den Ausübenden immer wieder neu diskutiert und verhandelt werden müssen. Im Idealfall findet eine Erweiterung der eigenen Grenzen statt (Lyng 1990). Dieses Herausfinden und Testen der eigenen gesetzten Grenzen wird in Form von Lyngs Konzept von Edgework³ näher betrachtet.

Anschließend beschäftige ich mich mit dem Ritual als Sicherungsstrategie. Dieses wird sowohl im Leistungssport (Womack 1992) als auch in anderen kulturellen Kontexten (Turner 1977, 2008) als sicherheitsherstellende Maßnahme interpretiert.

Mit den Ergebnissen der intensiven Feldforschung werden die theoretischen Feststellungen auf das Beispiel Freeriden in Österreich angewandt.

² Flow bezeichnet einen Zustand, in dem der ausübende Mensch völlig im Tun aufgeht und dabei große Freude empfindet. Eine genauere Ausführung zu Csikszentmihalyis Flow-Konzept findet sich in Kapitel 4.5.4.

³ Edgework bedeutet hier ein Spiel mit den eigenen körperlichen sowie psychischen Grenzen, um genau diese zu erweitern. Eine genauere Ausführung zu diesem für die Arbeit sehr wichtigen Konzept findet sich in Kapitel 4.5.3.

1.3. Die Feldforschung

Im Rahmen dieser Arbeit habe ich junge SkifahrerInnen⁴ und SnowboarderInnen, die regelmäßig das gesicherte Gelände verlassen, während der verbrachten Tage am Berg teilnehmend beobachtet. Die teilnehmende Beobachtung fand während zwei aufeinanderfolgender Wintersaisons in den österreichischen Bundesländern Salzburg und Tirol statt. In Tirol wurden die Erlebnisse privater Aufenthalte in Ausbildungscamps des Oesterreichischen Alpenvereins für die Forschung herangezogen und analysiert. Im Gegensatz dazu war der gesamte Forschungsprozess in Salzburg geplant und den TeilnehmerInnen bekannt. Während der gesamten Zeit im Feld wurden Aufzeichnungen in einem Feldtagebuch festgehalten.

Auch die zehn problemorientierten Einzelinterviews⁵ wurden in Salzburg durchgeführt. Dabei standen der Umgang mit alpinen Gefahren und der persönliche Umgang mit Risiko im Fokus der Gespräche.

Durch meine eigene jahrelange Einbindung in diese Gruppe von FreeriderInnen war der Zugang zum Feld sehr einfach gestaltet. In Kapitel 3.1. wird genauer auf meine eigene Position im Feld eingegangen.

1.4. Aufbau der Arbeit

Um der Thematik gerecht zu werden, ist eine kurze Einführung in die Welt des alpinen Skisportes nötig. Diese soll erkennbar machen, wie von offizieller Seite Sicherheit auf kontrolliertem Gelände hergestellt und dieses von ungesichertem getrennt wird. Somit zeigt sich in der Folge, welchen zusätzlichen Gefahren sich die FreeriderInnen aussetzen, wenn sie das gesicherte Gelände verlassen. Zudem werden auch Vorschläge des Oesterreichischen Alpenvereins zum Verhalten abseits dieses gesicherten Skiraumes vorgestellt. Dabei stehen die Europäische Lawinengefahrenskala und der Lawinenlagebericht sowie die Notfallausrüstung im

⁴ Die vorliegende Arbeit wurde in gendergerechter Schreibweise verfasst. Sollte in manchen Fällen nur die Schreibweise für eines der beiden zur Verfügung stehenden Geschlechter angeführt sein, so handelt es sich tatsächlich nur um Angehörige des einen oder anderen Geschlechtes.

⁵ Ein Interview wurde mit zwei Personen geführt, wodurch sich auch die Differenz der Anzahl an Interviews (zehn) und InterviewpartnerInnen (elf) ergibt.

Mittelpunkt. Aktuelle Unfallstatistiken sollen einen groben Überblick über die Geschehnisse in Österreichs Bergen vermitteln.

Danach werden die ausgewählten Methoden erläutert. Dabei wird, wie schon erwähnt, auch die eigene Position im Feld kritisch betrachtet. Interviews, teilnehmende Beobachtung und Kodierung bilden den Kern dieses Kapitels, Vorerhebung und Transkription werden nur kurz gestreift.

Anschließend werden verschiedene Strategien zur Herstellung von Sicherheit in der anthropologischen Theorie identifiziert. Vorhandene Theorien, die die oben genannten Werke ergänzen oder weiterführen, finden hier ebenfalls Platz.

Im empirischen Teil der Arbeit werden die zentralen Ergebnisse mit der Theorie verknüpft und zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen. Dabei werde ich besonders auf die rituellen Dimensionen ausgewählter Sicherungsstrategien eingehen. Die Ergebnisse dieser Verknüpfungen werden in der Conclusio zusammengefasst und für die Beantwortung der Forschungsfrage herangezogen. Darüber hinaus werden auch noch künftige Forschungsschwerpunkte, die für die hier bearbeitete Thematik relevant erscheinen, vorgeschlagen.

2. Freeriden – eine Einführung

Wintersport am Berg wird in Österreich seit etwa 1900 betrieben und ist für viele Gebiete Österreichs durch den Tourismus mittlerweile ein dominanter Faktor der Wirtschaft geworden.⁶

Das Skifahren nahm seinen Anfang in Skandinavien. Dort wurden Skier als Fortbewegungs- und Transportmittel verwendet. Daher stammt auch der Name der Nordischen Kombination. Sie beinhaltet Skilanglauf, Skilanglauf und den Skisprung. Erst Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich schließlich auch in südlicher gelegenen Ländern der alpine Skisport und bald darauf auch der Skitourismus (Fruehberger 2014, S. 45 ff).

Freeriden bedeutet, wie schon kurz angedeutet, das Fahren mit Ski oder Snowboard auf unpräparierten Pisten und anderen Geländeformen in den Bergen. Man kann davon ausgehen, dass das heutige Freeriden im Grunde genommen eine Rückkehr zu älteren Formen des Skisportes ist. Früher gab es keine Pistenpräparierung und somit auch keine gesicherte Piste, die Suche nach der besten Linie im Neuschnee war normales Skivergnügen (Fanck 1931 und Fruehberger 2014, S. 45 ff).

Diese Rückkehr zu den Wurzeln des Skilaufes kann mit dem Snowboardboom der 1980er Jahre erklärt werden. Diese neue Sportart fand ihren Weg aus den USA nach Europa. Es war der Versuch, die beliebten Wassersportarten Wasserski und Wellenreiten an Land zu bringen. Snowboarden stellte besonders bei der jüngeren Generation eine starke Konkurrenz für das Skifahren dar. Aufgrund verschiedener Konfliktsituationen zwischen SkifahrerInnen und SnowboarderInnen waren die Pisten zunächst nur für SportlerInnen mit zwei Brettern geöffnet. Somit waren SnowboarderInnen gezwungen, Terrain abseits gesicherter Pisten aufzusuchen. Dies änderte sich jedoch bald, da man aufgrund der wachsenden Beliebtheit des Snowboardens nicht mehr nur von einer „kurzlebigen Modeerscheinung“ sprechen konnte. Snowboards wurden daher auch auf den gesicherten Pisten erlaubt.

Konfliktsituationen zwischen SkifahrerInnen und SnowboarderInnen sind kaum noch vorhanden (Gruber 2010, S. 12 ff). Diese positive Entwicklung kann mitunter auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass durch das Fahren im Gelände eine neue Subgruppe entstanden ist. In dieser Gruppe haben sowohl SkifahrerInnen als auch

⁶ Einen sehr guten Einblick über die historische Entwicklung und die ökonomische Rolle des alpinen Wintersportes in Österreich gibt die Diplomarbeit von Fruehberger (2014).

SnowboarderInnen dasselbe Ziel, nämlich einen unverspurten Pulverschneeberg zu finden und diesen mit so viel Genuss wie möglich hinunterzufahren (Einwanger, Merkel, & Tollinger 2007, S. 199).

2.1. Eigenschaften des Freeridens

Auch wenn Mark Stoddart in seiner Studie von 2010 „nur“ vom Skifahren schreibt, finde ich seine Charakterisierung des Skifahrens als eine „playful interaction with mountain environment“ (Stoddart 2010, S. 108) sehr treffend; diese gilt vielleicht noch viel mehr für das Freeriden abseits der gesicherten Pisten.

Freeriden findet im „Backcountry“ statt, also dem unkontrollierten Gelände außerhalb/abseits der gesicherten Pisten. Das Besondere hierbei ist, dass die gefahrenen Wege nicht gepflegt und gesichert sind. Auch Markierungen gibt es nur bei sogenannten Varianten⁷.

Der Zugang zu diesem Gelände erfolgt sehr oft mit Hilfe von verschiedenen Liftanlagen, die auch die „normalen“ Pistenbenutzer verwenden (Sessellift, Gondel etc.). Jedoch muss in den meisten Fällen das letzte Wegstück noch zu Fuß zurückgelegt werden, das so genannte „hiking“. In manchen Gegenden (etwa in den Weiten Kanadas) ist es auch durchaus üblich, längere dieser Hikes mit mechanischen Transportmöglichkeiten zurückzulegen (Helikopter, Skidoo etc.). Dieser Trend hat sich in Österreich jedoch nicht durchgesetzt (Stoddart 2010, S. 109).

Besonders herausstreichen muss man die Tätigkeit „Freeriden“ als autotelische Tätigkeit. Das bedeutet, dass es außer dem Ausüben der Tätigkeit selbst für den oder die FreeriderIn scheinbar keinen Nutzen⁸ bringt, etwa im Sinne von Entschädigungen in ökonomischen Kategorien. Trotzdem muss der oder die Ausführende viel investieren, um die Tätigkeit ausführen zu können. Diese Investitionen können verschiedener Natur sein – körperliche Anstrengung, Zeit oder Wissen(saneignung) (Csikszentmihalyi 1985, S. 29 f). Die Anschaffung des gesamten Equipments ist ebenfalls mit hohem finanziellem Aufwand verbunden. Es erscheint irrational, an Aktivitäten teilzunehmen, die so hohen Einsatz verlangen (Geertz 1973 zit. in

⁷ Varianten sind allgemein zugängliche „wilde“ Abfahrten, die nicht präpariert und kontrolliert werden. Eine genauere Beschreibung der Einteilung des Skiraumes findet sich in Kapitel 2.2.1.

⁸ Personen, die den Sport professionell ausüben, etwa als Ski-/SnowboardlehrerIn, BergführerIn oder auch als ProfisportlerIn haben sehr wohl einen finanziellen Nutzen. Deren Motivationen und Sicherungsstrategien müsste jedoch in einer eigenen Studie untersucht werden.

Csikszentmihalyi: 1985, S. 103). Bromberger schreibt etwa über Fußball, dass es eine hohe Diskrepanz zwischen der Nutzlosigkeit eines Spieles einerseits und der heftigen Intensität der ausgelösten Gefühle andererseits gibt (Bromberger 2008, S. 283). Dieses Fehlen eines scheinbaren äußeren Nutzens bedeutet, dass es sich hier um eine intrinsische Motivation zur Ausführung handeln muss.

Durch die steigende Nachfrage werden auch die Skier immer weiter entwickelt und heute werden nur noch Carvingski⁹ produziert und verkauft. Die Zeit der untaillierten Skibauweise (mit nahezu parallel verlaufenden Stahlkanten) ist Geschichte. Diese Entwicklungen in der Technologie waren zum Teil auch eine Folge des Snowboardbooms.

2.2. Offizielle Richtlinien

Um einen groben Überblick über die aktuelle Situation auf Österreichs Bergen bieten zu können, sollen die Rahmenbedingungen für das Verlassen des gesicherten Skiraumes kurz skizziert werden. Dieser kurze Umriss beinhaltet zum einen die Einteilung des österreichischen Skiraumes und den Überblick über aktuelle Unfallstatistiken. Zudem werden Empfehlungen für ein sicheres Verhalten sowohl auf der Piste als auch im freien Gelände vom Oesterreichischen Alpenverein kurz präsentiert.

2.2.1. Die Einteilung des Skiraumes

Grundsätzlich kann man den österreichischen Skiraum in die Skipiste, die Skiroute und die Variante einteilen.

Piste:

Laut ÖNORM¹⁰ ist die Skipiste „eine allgemein zugängliche, zur Abfahrt mit Ski¹¹ vorgesehene und geeignete Strecke, die markiert, kontrolliert und vor atypischen

⁹ Carvingski haben im Gegensatz zu ihren Vorgängern, den Alpinski, eine stärkere Taillierung und ermöglichen u.a. dadurch eine erleichterte Kurvenfahrt und höhere Geschwindigkeit.

¹⁰ Die ÖNORM ist eine nationale, österreichische Norm, die das Austrian Standard Institute herausgibt, aktualisiert und mit internationalen Normen abgleicht.

¹¹ Oder skiähnlichen Geräten

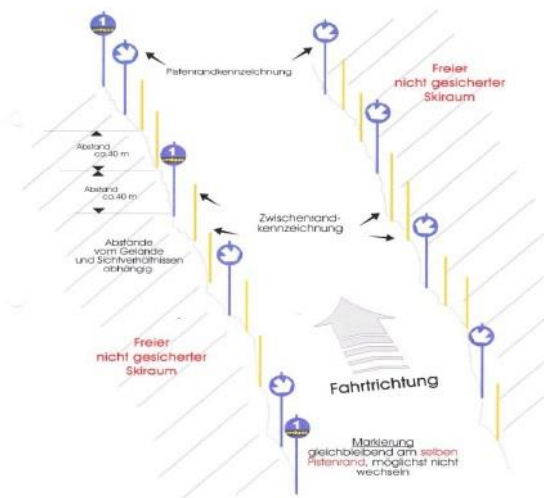
Gefahren, insbesondere Lawinengefahren, gesichert ist und präpariert wird“ (Lamprecht 2012)¹².

Die Pisten in Österreich werden in drei Schwierigkeitsstufen eingeteilt, die durch die ÖNORM S 4610 f einheitlich geregelt sind. Diese Einteilung ergibt sich aus der Steilheit der Piste. Sie wird mit runden blauen, roten und schwarzen Markierungen sehr einfach für alle SkifahrerInnen gekennzeichnet. Blau ist hier die am wenigsten steile Piste mit einem maximalen Gefälle von 25%, gefolgt von den roten Pisten mit einem maximalen Gefälle von 40%. Alle Pisten, die – auch auf kleinen Teilstücken – ein Gefälle von mehr als 40% haben, werden als schwarze Pisten markiert.

Die Piste ist immer am Pistenrand markiert. Zu diesem Pistenrand zählt auch eine etwa 2m breite Sturzzone, die entsprechend gesichert ist. Es gibt keine genormten Randmarkierungen für Pisten, die Sicherung liegt im Ermessen des Betreibers. Lamprecht (2012) gibt jedoch ein Beispiel, wie eine Piste „gesichert“ werden kann (siehe Abbildung 1). Hier zeigt sich die eindeutige Markierung am Pistenrand in regelmäßigen Abständen. Die Schilder sind für den oder die SkifahrerIn gut sichtbar ausgerichtet.

¹² Dipl. Vw. Dr. Helmut Lamprecht hielt am Betriebsleiterseminar 2012 in Obergurgl eine Präsentation mit dem Titel „PISTENRAND – DER NEURALGISCHE BEREICH“. Diese Präsentation wird durch die Rolle von Herrn Dr. Lamprecht als Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Sachverständiger für alpinen Skilauf, insbesondere Verkehrssicherungspflicht für Skiabfahrten hier als vertrauens- und zitierwürdige Quelle verwendet.

Gemischte Ausführung
laut Empfehlung des Fachnormausschusses FNA 178
Beispiel: leichte Piste



EINTEILUNG DER SKIABFAHRTEN IM		
ORGANISIERTEN SKIRAUM		FREIEN SKIRAUM
PISTE – SKIROUTE		VARIANTE
Markiert 	Markiert 	NICHT markiert
Genügend breit angelegt 	NICHT definiert breite	Überhaupt NICHT angelegt
Präpariert 	NICHT präpariert	NICHT präpariert
Kontrolliert 	NICHT kontrolliert	NICHT kontrolliert
Schutz vor atypischen Gefahren 	Schutz vor Lawinengefahr 	NICHT vor alpinen Gefahren geschützt!

Abbildung 1 – Beispiel einer Pistenrandsicherung (Lamprecht, 2012) Abbildung 2 - Einteilung der Skiabfahrten (Lamprecht 2012)

Zusätzlich zur Randmarkierung der Piste werden auch verschiedenste atypische Gefahrenstellen durch Netze, Zäune, Pölster etc. gesichert. Solche atypischen Gefahren können beispielsweise ein nicht zu erwartender Abgrund, Metallsteher oder Ähnliches von Beschneiungsanlagen oder Zäunen, große Felsblöcke etc. sein. Wie auch beim Pistenrand, an dem ebenfalls atypische Gefahrenstellen zusätzlich gesichert und/oder markiert werden müssen, ist das Atypische einer Gefahrenstelle immer im Einzelfall zu bewerten. Diese Sicherungsmaßnahmen gehören in die Anwendung der Verkehrssicherungspflicht (Haidlen 2014).

FIS-Regeln

Der Internationale Skiverband (**F**édération **I**nternationale de **S**ki) hat zehn Regeln zum Verhalten auf der Piste erstellt. Diese sind kein bindender Gesetzestext. In einem Rechtsstreit werden sie jedoch für die Urteilsbegründung herangezogen. Diese zehn Regeln lauten:

„1. Rücksichtnahme auf die anderen Skifahrer und Snowboarder: Jeder Skifahrer und Snowboarder muss sich so verhalten, dass er keinen anderen gefährdet oder schädigt.“

2. Beherrschung der Geschwindigkeit und der Fahrweise: Jeder Skifahrer und Snowboarder muss auf Sicht fahren. Er muss seine Geschwindigkeit und seine Fahrweise seinem Können und den Gelände-, Schnee- und Witterungsverhältnissen sowie der Verkehrsdichte anpassen.

3. Wahl der Fahrspur: Der von hinten kommende Skifahrer und Snowboarder muss seine Fahrspur so wählen, dass er vor ihm fahrende Skifahrer und Snowboarder nicht gefährdet.

4. Überholen: Überholt werden darf von oben oder unten, von rechts oder von links, aber immer nur mit einem Abstand, der dem überholten Skifahrer oder Snowboarder für alle seine Bewegungen genügend Raum lässt.

5. Einfahren, Anfahren und hangaufwärts Fahren: Jeder Skifahrer und Snowboarder, der in eine Abfahrt einfahren, nach einem Halt wieder anfahren oder hangaufwärts schwingen oder fahren will, muss sich nach oben und unten vergewissern, dass er dies ohne Gefahr für sich und andere tun kann.

6. Anhalten: Jeder Skifahrer und Snowboarder muss es vermeiden, sich ohne Not an engen oder unübersichtlichen Stellen einer Abfahrt aufzuhalten. Ein gestürzter Skifahrer oder Snowboarder muss eine solche Stelle so schnell wie möglich freimachen.

7. Aufstieg und Abstieg: Ein Skifahrer oder Snowboarder, der aufsteigt oder zu Fuß absteigt, muss den Rand der Abfahrt benutzen.

8. Beachten der Zeichen: Jeder Skifahrer und Snowboarder muss die Markierung und die Signalisation beachten.

9. Hilfeleistung: Bei Unfällen ist jeder Skifahrer und Snowboarder zur Hilfeleistung verpflichtet.

10. Ausweispflicht: Jeder Skifahrer und Snowboarder, ob Zeuge oder Beteiligter, ob verantwortlich oder nicht, muss im Falle eines Unfalles seine Personalien angeben.“
(Österreichischer Ski Verband 2014)

Die Einhaltung dieser FIS-Verhaltensregeln zeichnet einen verantwortungsbewussten Pistenbenützer aus. Im Falle der Nichteinhaltung ist eine straf- und zivilrechtliche Verfolgung möglich.

Skiroute

„Die Skiroute ist eine allgemein zugängliche, zur Abfahrt mit Skiern und Snowboard vorgesehene und geeignete Strecke, die markiert und nur vor Lawinengefahr gesichert ist, aber weder präpariert noch kontrolliert wird“ (Gargellen 2014). Skirouten werden durch aufgestellte, rechteckige Tafeln markiert (siehe Abbildung 2). Die Sicherung und Markierung atypischer Gefahrenstellen fehlt bei Skirouten. Somit muss der oder die SkifahrerIn erhöhte Aufmerksamkeit bei der Identifizierung von Hindernissen aufbringen. Lamprecht rät in seiner Funktion als gerichtlicher Sachverständiger davon ab, als Betriebsleiter einer Liftanlage inkl. der dazugehörigen Pisten und Skirouten atypische Gefahrenstellen dieser Skirouten auch zu sichern (Lamprecht 2012). Lamprecht gibt dazu keine Erklärung ab. Ich nehme jedoch an, dass eine Sicherung, die im freien Gelände aufgrund der wechselnden Bedingungen immer nur teilweise sein kann, zu „blindem Vertrauen“ der SkiroutenbenützerInnen führen könnte. Die Verfahren über Haftungen im Schadensfall würden sich sehr schwierig gestalten.

Durch das Fehlen der Präparierung werden auf Skirouten schon sehr gute Kenntnisse im Umgang mit Skiern oder Snowboard vorausgesetzt, da die Fahrbedingungen dadurch erheblich erschwert werden. Somit finden sich in Skirouten üblicherweise nur erfahrenere SkifahrerInnen und SnowboarderInnen.

Variante

„Die Variante („Wilde Abfahrt“) ist eine allgemein zugängliche, im freien Skigelände durch Ski- und Snowboardfahrer entstandene Abfahrtsstrecke, die nicht präpariert, nicht kontrolliert und nicht gesichert ist. ALPINE GEFAHREN!“ (Gargellen 2014).

Auch bei der Variante muss der Umgang mit den Skiern oder dem Snowboard beherrscht werden. Die zusätzliche Besonderheit der Variante im Gegensatz Piste und Skiroute ist der Umstand, dass die oder der FahrerIn sich selbst überlegen muss, wo die Route anzusetzen ist. Das Fehlen angebrachter Wegmarkierungen erfordert dies. Unter Umständen sind auch noch keine anderen Spuren vorhanden, an denen man sich orientieren könnte. Zudem ist es immer auch wichtig, dass der Verlauf der Variante bekannt ist, da sonst überraschende Gefahrenstellen (wie etwa Felswände, die von oben nicht leicht erkennbar sind) sowie Abzweigungen leicht übersehen werden können.

Skitour

In dieser Arbeit werden auch SkitourengeherInnen zu den Freeridern gezählt. SkitourengeherInnen fahren (meist) ebenso im ungesicherten Gelände ab, steigen jedoch aus eigener Kraft auf, verwenden also keinen Lift.

Um die Lesbarkeit zu erhöhen, werden in der folgenden Arbeit alle SkifahrerInnen oder SnowboarderInnen, die das gesicherte Skigebiet auf die eine oder andere Weise verlassen, als FreeriderInnen bezeichnet. Sollte in einem Fall eine Unterscheidung wichtig sein, wird dies explizit erwähnt.

Auch beim Freeriden, also beim Fahren abseits der gesicherten Pisten im freien Gelände (Skiroute, Variante oder Skitour) gibt es unter anderem vom Oesterreichischen Alpenverein Empfehlungen für ein sicheres Verhalten. Diese betreffen einerseits die Ausrüstung, andererseits aber natürlich auch das Verhalten. Diese zehn grundsätzlichen Empfehlungen können als Pendant zu den FIS-Pistenregeln gesehen werden und lauten:

*„**1. Gesund in die Berge:** Skitouren sind Ausdauersport. Die wertvollen Belastungsreize für Herz und Kreislauf setzen Gesundheit und eine gute Selbsteinschätzung voraus. Vermeide Zeitdruck und wähle das Tempo so, dass niemand in deiner Gruppe außer Atem kommt. Achte auf Kraftreserven für die Abfahrt.*

***2. Sorgfältige Planung:** Karten, Führerliteratur, Internet und Experten informieren über Länge, Höhendifferenz, Schwierigkeit und die aktuellen Verhältnisse. Besondere Beachtung verdient der Wetterbericht, da starker Wind und schlechte Sicht das Unfallrisiko stark erhöhen.*

***3. Lawinenlagebericht studieren:** Informiere dich vor Antritt der Tour eingehend über die aktuelle Gefahrenstufe (Europäische Gefahrenskala für Lawinen in 5 Stufen). Achte besonders auf die Angaben zu den Gefahrenstellen (Wo ist es heute gefährlich?) und den Gefahrenquellen (Was ist heute die Hauptgefahr?).*

***4. Vollständige Ausrüstung:** Passe deine Ausrüstung den winterlichen Verhältnissen an und achte auf ein geringes Rucksackgewicht. Für den Lawinen-Notfall sind LVS-Gerät, Schaufel und Sonde Standard, ebenso Erste-Hilfe-Paket, Biwaksack und Mobiltelefon. Ein Airbag-System erhöht die Überlebenschancen.*

5. Regelmäßig Trinkpausen: Flüssigkeit, Energie und Pausen sind notwendig, um Leistungsfähigkeit und Konzentration zu erhalten. Heiße, isotonische Getränke sind ideale Durstlöscher und Wärmespender. Leicht Verdauliches, wie Müsliriegel, Trockenobst und Kekse stillt den kleinen Hunger unterwegs.

6. Lawinenrisiko abwägen: Beim Erkennen der Lawinengefahr sind dem Menschen enge Grenzen gesetzt. Stütze deine Entscheidungen daher auf strategische Methoden der Risikoeinschätzung (Reduktionsmethoden) und lerne, Gefahrenzeichen im Gelände zu erkennen.

7. Abstände einhalten: Entlastungsabstände von 10 m beim Aufstieg in Steilhängen ($\geq 30^\circ$) reduzieren die Belastung auf die Schneedecke und steigern den Komfort bei Spitzkehren. Halte bei der Abfahrt grundsätzlich Abstände von mindestens 30 m und befahre sehr steile Hänge ($\geq 35^\circ$) einzeln.

8. Stürze vermeiden: Stürze bei der Abfahrt sind die häufigste Unfallursache auf Skitouren. Für die Schneedecke bedeuten sie zudem eine große Zusatzbelastung. Gute Skitechnik und eine dem Können angepasste Geschwindigkeit, reduzieren das Risiko. Ein Skihelm kann vor Kopfverletzungen schützen.

9. Kleine Gruppen: Kleine Gruppen ermöglichen gegenseitige Hilfe und verringern das Lawinen-Auslöse-Risiko. In der Gruppe zusammen bleiben. Achtung Alleingänger: Bereits kleine Zwischenfälle können zu ernststen Notlagen führen. Daher immer vertraute Personen über Ziel, Route und Rückkehr informieren.

10. Respekt für die Natur: Zum Schutz der Natur: Keine Abfälle zurücklassen, Lärm vermeiden, Aufforstungsflächen nicht betreten, Schutz- und Sperrgebiete respektieren. Besondere Rücksicht auf Wildtiere im Winter! Zur Anreise Fahrgemeinschaften bilden oder öffentliche Verkehrsmittel verwenden.“ (Oesterreichischer Alpenverein 2014)

Diese hohe Bandbreite an Themen, die hier in nur zehn Empfehlungen angesprochen werden, zeigt schon die Komplexität des Fahrens abseits gesicherter Pisten auf. Ich möchte im Folgenden noch auf die Europäische Lawinengefahrenskala mit dem dazugehörigen Lawinenlagebericht und auf die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände näher eingehen, da sie für den weiteren Verlauf der Arbeit eine bedeutendere Rolle spielen werden als die meisten der anderen Punkte.

2.2.2. Die Europäische Lawinengefahrenskala und Lawinenlagebericht

Sobald man sich abseits der Piste bewegt, wird zusätzlich zu den oben angeführten Richtlinien noch die Europäische Lawinengefahrenskala relevant. Diese teilt die Wahrscheinlichkeit eines Lawinenabganges in fünf verschiedenen Stufen ein. In Österreich gibt es für jedes Bundesland (mit Ausnahme von Wien und Burgenland) einen eigenen Lawinenlagebericht (im Folgenden kurz LLB genannt), wobei die Ausführlichkeit einer großen Schwankungsbreite unterworfen ist. Der Lawinenlagebericht wird von verschiedenen Kooperationspartnern erstellt und täglich aktualisiert. Ziel ist eine möglichst genaue Einschätzung der Situation am Berg. Durch den Lawinenlagebericht, der in Salzburg täglich¹³ vom Salzburger Lawinenwarndienst in Zusammenarbeit mit Freiwilligen erstellt wird¹⁴, wird die sich verändernde Situation am Berg genau beschrieben und auf besondere Gefahrenstellen hingewiesen. Es wird für Hangneigungen, Hangausrichtungen, Geländeformen und auch Höhenstufen die jeweils vorherrschende Lawinenwarnstufe definiert.

Neben den Kategorien Gefahrenbeurteilung, Schneedeckenaufbau, Alpinwetter und Tendenz gibt es auch noch die Einstufung nach der Europäischen Lawinengefahrenskala mit den entsprechenden Empfehlungen (siehe Tabelle 1).

Gefahrenstufe	Icon	Schneedeckenstabilität	Lawinenauslösewahrscheinlichkeit	Hinweise für Personen außerhalb gesicherter Zonen/Empfehlungen
Sehr groß		Die Schneedecke ist allgemein schwach verfestigt und weitgehend instabil.	Spontan sind viele große, mehrfach auch sehr große Lawinen, auch in mäßig steilem Gelände zu erwarten.	Sehr ungünstige Verhältnisse. Verzicht empfohlen.
Groß		Die Schneedecke ist an den meisten Steilhängen ¹ schwach verfestigt.	Lawinenauslösung ist bereits bei geringer Zusatzbelastung ² an zahlreichen Steilhängen wahrscheinlich. Fallweise sind spontan viele mittlere, mehrfach auch große Lawinen zu erwarten.	Ungünstige Verhältnisse. Viel Erfahrung in der Lawinenbeurteilung erforderlich. Beschränkung auf mäßig steiles Gelände / Lawinenauslaufbereiche beachten.
Erheblich		Die Schneedecke ist an vielen Steilhängen ¹ nur mäßig bis schwach verfestigt.	Lawinenauslösung ist bereits bei geringer Zusatzbelastung ² vor allem an den angegebenen Steilhängen möglich. Fallweise sind spontan einige mittlere, vereinzelt aber auch große Lawinen möglich.	Teilweise ungünstige Verhältnisse. Erfahrung in der Lawinenbeurteilung erforderlich. Steilhänge der angegebenen Exposition und Höhenlage möglichst meiden.
Mässig		Die Schneedecke ist an einigen Steilhängen ¹ nur mäßig verfestigt, ansonsten allgemein gut verfestigt	Lawinenauslösung ist insbesondere bei großer Zusatzbelastung ² , vor allem an den angegebenen Steilhängen möglich. Große spontane Lawinen sind nicht zu erwarten.	Mehrheitlich günstige Verhältnisse. Vorsichtige Routenwahl, vor allem an Steilhängen der angegebenen Exposition und Höhenlage.
Gering		Die Schneedecke ist allgemein gut verfestigt und stabil.	Lawinenauslösung ist allgemein nur bei großer Zusatzbelastung ² an vereinzelt Stellen im extremen Steilgelände möglich. Spontan sind nur Rutsche und kleine Lawinen möglich.	Allgemein sichere Verhältnisse.

Tabelle 1 - Die Europäische Lawinengefahrenskala mit Empfehlungen (Alpenverein, risk´n´fun booklet, 2013)

¹³ Täglich im Sinne von Tagen, an denen Schnee am Berg liegt.

¹⁴ Mehr Informationen unter www.lawine.salzburg.at

Der Lawinenlagebericht und die aktuelle Stufe der Europäischen Lawinengefahrenskala können über verschiedene Kanäle bezogen werden. Zum einen gibt es den Internetauftritt des Lawinenwarndienstes, in der der ausführliche Bericht als online-Version oder PDF-Datei gelesen werden kann. Dieser kann nach einer einmaligen Eingabe der Emailadresse, ähnlich wie ein Newsletter, auch automatisch per Mail zugestellt werden. Im Teletext des ORF auf Seite 615 findet sich jeweils der regionale Lawinenlagebericht. Auch in den Social Media-Kanälen von Facebook und Twitter ist der Salzburger Lawinenwarndienst bereits vertreten (Lawinenwarndienst 2014). Zusätzlich kann man bei den verschiedenen Lawinenwarndiensten telefonisch den aktuellen Lawinenlagebericht erfahren und in allen Skigebieten gibt es, meist bei der Skischule, einen aktuellen Aushang des Berichtes. Auch diverse Apps, wie etwa „Snowsafe“ haben in ihren Menüpunkten den aktuellen Lawinenlagebericht abrufbereit. All diese Möglichkeiten machen es sehr leicht, sich über die jeweils aktuellen Bedingungen zu informieren. Wichtig hierbei ist auch die Kenntnis über die geographische Lage, in der sich die Abfahrt befindet. Das besonders aus zwei Gründen: erstens gibt es mehrere Auswahlmöglichkeiten für die regionalen Angaben des LLB und zweitens spielt auch immer die Hangausrichtung bei der Beurteilung der Lawinengefahr eine entscheidende Rolle. Die App Snowsafe etwa bietet für das Bundesland Salzburg sechs verschiedene Regionen an, von der man die passende auswählen muss.

Für den Fall des LLB, der die Wahrscheinlichkeit eines Lawinenabganges darstellt, schreibt von Cube:

„Auch beim Wahrscheinlichkeitslernen läßt sich exakt beweisen, daß die Information eines Ereignisses, wenn man die Wahrscheinlichkeit seines Auftretens nicht kennt, größer ist als die Information dieses Ereignisses, wenn man die Wahrscheinlichkeit des Auftretens kennt.“ (von Cube 2000, S. 25)

Laut von Cube ist das Ziel bei der Herstellung von Sicherheit also die Reduktion der Information der Außenwelt. Dieses Zitat verdeutlicht, dass ein LLB ohne die Kenntnis, diesen auch richtig zu lesen und anzuwenden, nicht das gewünschte Ergebnis bringt. Man kann ohne entsprechendes Vorwissen die nötige Information nicht generieren und somit auch nicht an die jeweilige aktuelle Situation anpassen. Die Konsequenzen nennt von Cube deutlich: „Falsche Erkenntnisse können bedrohlichere Folgen haben als instinktives Handeln“ (ebd., S. 28).

2.3. Ausrüstung/Equipment

Die vierte Empfehlung des Alpenvereins nennt als Standardausrüstung LVS-Gerät, Schaufel, Sonde, Erste-Hilfe-Paket, Biwaksack, Mobiltelefon und das Airbag-System. Mit Ausnahme des Mobiltelefons, das zum Absetzen eines Notrufes verwendet werden soll und in der Bedienung auch für Personen ohne spezielles Wissen einfach zu handhaben ist, sollen hier kurz die einzelnen Ausrüstungsgegenstände präsentiert werden.

Das LVS-Gerät: LVS ist die Abkürzung für Lawinen-Verschütteten-Suche. Das LVS-Gerät ist ein elektronisches Gerät, das im Notfall (also bei Lawinenabgang mit Personenverschüttung) die Suche nach dem oder der Verschütteten erleichtern soll. Es muss während der gesamten Unternehmung am Berg eng um den Körper geschnallt getragen werden. Es kann in zwei Modi bedient werden: dem Sendemodus, bei dem es in kurzen Abständen ein Funksignal sendet und dem Suchmodus, bei dem das Gerät diese Funksignale erkennen und orten kann. Erst wenn man im Falle eines Lawinenabganges eine Person sucht, wird das LVS-Gerät vom Sende- in den Suchmodus gestellt. Eine verschüttete Person kann jedoch nur gefunden werden, wenn sie selbst auch ein solches Gerät um den Körper trägt und auch auf den Sendemodus gestellt hat. Die Geräte unterschiedlicher Marken sind untereinander kompatibel. Sie variieren jedoch in der Anzahl der Antennen, die das Funksignal senden und in der Reichweite, in der diese Signale empfangen werden können. Die Anzahl der Antennen beeinflusst auch die Genauigkeit bei der Ortung und damit einhergehend auch die Dauer, die eine solche Ortung benötigt und kann somit lebensentscheidend sein.

Besonders in den letzten Jahren fand eine rasante Weiterentwicklung vom Zwei- zum Vierantennengerät statt. Die Weiterentwicklung dieser Geräte führt die PIEPS GmbH, einer der führenden Hersteller von Notfallausrüstung, auch auf die steigende Problematik der Mehrfachverschüttung¹⁵ zurück (Pieps.com 2013). Es ist anzunehmen, dass der allgemeine Trend zum Fahren abseits der gesicherten Pisten diese Mehrfachverschüttungen hervorruft.

¹⁵ Eine Mehrfachverschüttung bezeichnet eine Situation, in der mehrere WintersportlerInnen von einer Lawine erfasst und verschüttet sind.

Mit genügend Übung ist eine Lokalisierung der verschütteten Person mithilfe der Feinsuche mit dem LVS-Gerät bis auf wenige Zentimeter genau, wobei auch immer die Tiefe der Schneedecke mitbedacht werden muss. Durch die enorme Produktvielfalt ist das Üben mit dem eigenen Gerät besonders wichtig (Würtl, et al. 2011, S. 12).

Umgangssprachlich wird das LVS-Gerät auch Pieps genannt. Das kann einerseits aufgrund der Herstellerfirma PIEPS, die eine der führenden auf dem Markt ist, erklärt werden. Andererseits und sicher vermehrt wegen den Pieptönen, die ein LVS-Gerät während der Suche abhängig von der Position zum Verschütteten oder zur Verschütteten von sich gibt. In den Interviews und auch in zitierten Passagen des Forschungsberichtes wird anstatt LVS-Gerät dementsprechend die Bezeichnung „Pieps“ sehr oft verwendet.

Schaufel und Sonde: Schaufel und Sonde werden hier gemeinsam genannt. Hierbei handelt es sich um das Werkzeug, mit dem verschüttete Personen geborgen werden können, nachdem die Ortung mit dem LVS-Gerät erfolgreich war. Nach abgeschlossener Feinsuche mit dem LVS-Gerät wird die nächste Umgebung mit der Sonde im Abstand von wenigen Zentimetern punktiert. Somit kann der Aufenthaltsort des oder der Verschütteten sehr genau bestimmt werden. Anschließend wird mit der Schaufel der Schnee entfernt, um zu der verschütteten Person vorzudringen. Eine genaue Suche sowohl mit dem LVS-Gerät als auch mit der Sonde ist besonders wichtig, da das Schaufeln in einem Lawinenkegel durch die besonderen Schneesverhältnisse körperlich unglaublich anstrengend ist und nur für kurze Zeit durchgehalten werden kann. Zudem sinken die Überlebenschancen unter einer Lawine mit jeder Minute (Würtl, et al. 2011, S. 90). Aufgrund dieser Umstände ist es ratsam, sich eine geeignete Schaufeltechnik anzueignen.

Auch wenn das LVS, Schaufel und Sonde nicht vor einer Verschüttung durch eine Lawine schützen, so steigen doch die Chancen, schneller gefunden zu werden bzw. die sogenannte Kameradenrettung schneller durchführen zu können. Es ist kein Schutz vor mechanischen Einflüssen und Verletzungen gegeben.

Erste-Hilfe-Paket und Biwaksack: Auch das Erste-Hilfe-Paket und der Biwaksack werden zusammen genannt, da hier primär die Erstversorgung der geborgenen

Personen oder anderer verletzter Personen von Bedeutung ist. Hier spielt vor allem der Schutz vor Nässe und Kälte die wichtigste Rolle (Würtl, et al. 2011, S. 16).

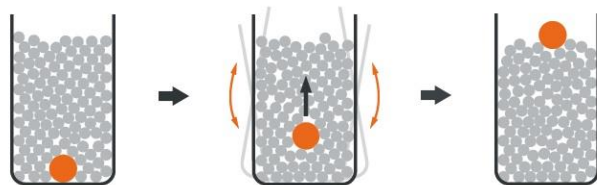
Das Airbag-System: Obwohl es Rucksäcke mit dem Airbag-System schon seit Mitte der 1980er Jahre gibt, wurde dieser weitere Ausrüstungsgegenstand erst in den letzten Jahren in der Freeride-Community einem größeren Publikum bewusst. Das System wird immer noch heftig diskutiert (fixedmind GmbH 2014). Bei dem ABS-System handelt es sich um einen „Rucksack mit integrierten Ballons, der beim Abgang einer Lawine den Träger an der Oberfläche halten soll“ (Würtl, et al. 2011, S. 16). Das Tragen und Auslösen der Einheit soll durch das Prinzip der inversen Segregation¹⁶ eine Vollverschüttung verhindern. In den Schlussfolgerungen einer 2001 von Kern, Tschirky und Schweizer durchgeführten Feldstudie kamen sie bezüglich der Airbag-Systeme unter anderem zu folgendem Schluss:

„Der Lawinenairbag kann die Verschüttungsfolgen durch die verringerte Verschüttungstiefe und die rasche Lokalisierung der Verschütteten lindern. Er kann die Lawinenverschüttung nicht grundsätzlich verhindern, stellt aber eine sinnvolle Ergänzung der üblichen Sicherheitsausrüstung (LVS, Schaufel, Sonde) dar.“ (Kern, Tschirky, & Schweizer 2001, S. 16)

Auch das Verletzungsrisiko im Kopf-, Hals- und Nackenbereich soll durch die Ballons, die diese Bereiche schützen, deutlich reduziert werden (Pieps.com 2014).

Die verschiedenen ABS-Systeme gibt es ab einem Neupreis von etwa 700 Euro, womit sie zu den teuersten Ausrüstungsgegenständen zählen (bergzeit.at 2014).

16



„Eine Lawine, die sich ja aus Schneebrocken verschiedener Grösse zusammensetzt, ist physikalisch betrachtet ein strömendes Granulat. Unter dem Einfluss der Schwerkraft geschieht eine Entmischung, die sogenannte inverse Segregation, durch die grosse Partikel eher an die Oberfläche, kleinere eher in die unteren Schichten gelangen. Der Lawinenairbag macht seinen Träger zu einem grossen Partikel, das von diesem Sortierungseffekt profitiert und mit grösserer Wahrscheinlichkeit an der Lawinenoberfläche abgelagert werden wird.“ (Kern 2001)

(Quelle: <https://www.abs-airbag.com/de/funktionsweise.html>; Zugriff am 01.04.2015)

Neben den hier angeführten Ausrüstungsgegenständen gibt es noch einige andere, wie etwa das AvaLung Atemsystem, den Lawinenball oder das weit verbreitete Recco-System (Würtl, et al. 2011, S. 18 ff). Sie spielen jedoch für die weitere Arbeit keine Rolle und werden deshalb auch nicht extra beschrieben.

2.4. Aktuelle Unfallstatistiken

Insgesamt starben von November 2008 bis Oktober 2009 in Österreichs Bergen 278 Personen. Davon wurden 47 Personen auf der Piste getötet, neun beim Variantenfahren, 36 bei einer Skitour und weiters wurde ein Liftunfall mit tödlichem Ausgang verzeichnet. Der Rest der Todesfälle entfällt auf die Sommersaison oder andere Wintersportarten, die hier nicht berücksichtigt werden (Eisklettern, Rodeln, Langlauf etc.) (Kuratorium für alpine Sicherheit 2010, S. 18).

Am häufigsten starben Personen auf der Piste aufgrund von Herz-Kreislauf-Versagen (ca. 50%). Mit knapp 20% lagen Stürze durch Eigenverschulden als Todesursache an zweiter Stelle. Sieben Personen verunglückten tödlich bei Kollisionen und sechs Personen prallten auf ein Hindernis auf, was zum Tod führte. Auch in der Wintersaison 2011/2012 war der Unfallort bei über 80% der Verunfallten die Piste, die Unfallursache Nummer Eins für tödliche Unfälle blieb mit über 50% das Herz-Kreislauf-Versagen.

Bei Varianten, also im freien Skiraum rund um Skigebiete, verunfallten 505 Personen, dabei verirrte sich fast ein Drittel aller Personen. Als häufigste Todesursache sind Lawinen zu nennen, diese machten knapp 50% der Todesfälle aus. Fast jeder fünfte Einsatz der Alpinpolizei bei VariantenfahrerInnen ist ein Einsatz aufgrund eines Lawinenabganges. In der Saison 2011/2012 verunfallten nur neun Personen in Varianten tödlich, 295 wurden verletzt. Auch Abstürze sind nicht zu unterschätzen (zwei Todesfälle 2009). Die Zahl der verirrtten Personen ist von rund 30% 2008/09 auf über 40% 2011/12 gestiegen.

Die Zahl der Unfälle beim Skitourengehen, leider auch mit tödlichem Ausgang, ist im Gegensatz zum Vorjahr in der Saison 2008/09 stark angestiegen (+23%). 25 Personen starben beim Tourengehen aufgrund einer Lawine, sechs Personen stürzten tödlich, weitere fünf erlitten ein Herz-Kreislauf-Versagen.

Hierzu muss gesagt werden, dass diese Zahlen von der Alpinpolizei erhoben wurden. Die Alpinpolizei wird jedoch auf der Piste nur in Fällen mit Fremdverschulden

(Kollisionsunfälle), Unfällen mit Todesfolge, Lawinen- und Liftunfällen gerufen. Das bedeutet, dass selbstverschuldete Stürze mit Verletzungsfolgen nicht in diese Statistiken mit aufgenommen werden (Ebner 2010, S. 11). Während die Unfälle auf der Piste tatsächlich in der Saison 2011/12 deutlich abgenommen haben, war eine deutliche Zunahme der Verunfallten beim Skitourengehen bemerkbar. Auch die Zahl der tödlich verunglückten Personen im Winter ist gestiegen.

Disziplin	Unfälle	Verunfallte gesamt	unverletzte	verletzt	tot	andere
Piste/Skiroute	3.134	5.536	1.548	3.296	47	645
Variante	350	505	249	236	9	11
Tour	333	510	233	237	36	4
Liftunfall	270	362	88	273	1	0

Tabelle 2 - Anzahl der Unfälle und der Verunfallten nach Disziplin und Unfallfolgen österreichweit in der Saison 2008/2009 (Österreichisches Kuratorium für alpine Sicherheit 2010)

Im Bundesland Salzburg, in dem die Feldforschung stattfand, verunfallten 2008/09 1743 Personen¹⁷, von denen 38 starben. 1287 dieser Unfälle fanden auf der Piste statt, wobei 12 Personen auf der Piste auch starben. Von 46 Verunfallten in Varianten konnten zwei Personen nur noch tot geborgen werden. Während einer Skitour verunfallten 56 Personen, auch hier konnten sechs nicht mehr gerettet werden. Im Jahr 2011 stieg die Zahl der Verunfallten bei einer Skitour auf 71 Personen an.

Die Bergrettung musste in Österreich im Jahr 2009 insgesamt 5929 Mal ausrücken, 381 Mal davon war ein Einsatz im Bundesland Salzburg erforderlich. 442 Menschen wurden dabei geborgen. Alleine auf Salzburgs Pisten musste die Bergrettung zu 102 Einsätzen gerufen werden, zu weiteren 31 bei SkitourengeherInnen oder VariantenfahrerInnen.

Für manche Einsätze musste auch der Helikopter anfliegen – für Unfälle auf der Piste 174 Mal, für Unfälle im freien Gelände (Skitour und Variante) 27 Mal (vgl. Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit 2010 und Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit 2012).

¹⁷ Auch hier muss wieder beachtet werden, dass es sich bei dieser Zahl nur um einen Bruchteil der eigentlich Verunfallten handelt, da in den meisten Fällen die Pistenpolizei, wie oben erwähnt, nicht gerufen wird.

Als eine der größten Schwierigkeiten bei Lawinenunfällen wird von den Rettungskräften häufig die fehlende Ausrüstung von Variantenfahrern im Gegensatz zu Skitourengehern genannt (ohne LVS, Schaufel und Sonde) (vgl. Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit 2012, S. 19).

Wie man anhand dieser Zahlen erkennen kann, hat das Freeriden in den letzten Jahren einen regelrechten Boom erlebt. Auch die damit verbundenen Risiken wurden so ins Rampenlicht gerückt. Es ist nicht erfasst, wie viele Personen sich tatsächlich abseits der gesicherten Pisten bewegen. Bei der Ausübung von Risikosportarten kommt es jedoch nicht auf die Wahrscheinlichkeit einer Verletzung an, sondern auf deren Schwere und Option auf Lebensgefährdung. Ob auch Freeriden, wie es hier betrieben wird, zu Risikosport gezählt werden kann, wird in Kapitel 5.2. genauer untersucht.

3. Methoden

Um einen tieferen Einblick in das Risikoverhalten der hier untersuchten FreeriderInnen zu erhalten, wurde ein qualitativer Zugang mit mehreren unterschiedlichen Methoden gewählt. Diese Herangehensweise wird Methodentriangulation genannt und soll die Möglichkeiten der Erkenntnisgewinnung erweitern und somit den Ergebnissen mehr Breite und Tiefe verleihen. Sie erhebt jedoch nicht den Anspruch, eine „objektivere“ Wahrheit zu generieren (Flick 2009, S. 310 ff). Angelehnt ist diese Herangehensweise an die Grounded Theory, deren Ziel die Formulierung einer neuen Theorie ist. Dieses Ziel wird hier nicht verfolgt, jedoch eignet sich das iterative Verfahren hervorragend für ein tieferes Verständnis der hier untersuchten Situation (Strauss & Corbin 1996). Daten, Analyse und Theorie werden dabei immer wieder wechselseitig aufeinander bezogen, um sich so dem Problem schrittweise anzunähern.

Der analytische Zugang zu dieser Studie war induktiv. Das Feld wurde nicht mit einer oder mehreren fixierten Vorannahmen betreten, sondern die Fragestellung ergab sich während dem Aufenthalt im Feld. Der Fokus der Studie variierte auch nach einer ersten thematischen Eingrenzung noch deutlich.

Das Datenmaterial der Feldforschung setzt sich aus teilnehmender Beobachtung und zehn Leitfadeninterviews zusammen. Durch die Zusammenführung dieser zwei Teilkomponenten des Datenmaterials ist ein tieferes Eindringen ins ethnographische Feld möglich. Die Co-Präsenz, zwischen mir als Forscherin und den betroffenen Personen, ermöglichte einerseits eine ehrliche Aktion und Reaktion auf die stattfindenden Ereignisse (teilnehmende Beobachtung) und andererseits eine persönliche, subjektive Dokumentation des Erlebten durch die Interviews (Emerson, Fretz, & Shaw 1995, S. 2). Die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung wurden in einem Feldtagebuch festgehalten.

Obwohl die Analyse der gesammelten Daten einen subjektiven Schwerpunkt hat (aufgrund meiner eigenen tiefen Verwurzelung im Feld), handelt es sich nicht um eine autoethnographische Arbeit (Newmahr 2011). Wie schon andere Anthropologinnen vor mir, gehe auch ich davon aus, dass kein Forscher bzw. keine Forscherin völlig objektiv an eine bestimmte Fragestellung herangehen kann und somit immer die nötige Reflektiertheit erforderlich sein muss, um wissenschaftliche Ergebnisse zu erhalten

(Emerson, Fretz, & Shaw 1995, S. 3). Hierfür ist eine Reflektierung der eigenen Rolle im Feld unumgänglich.

3.1. Position im Feld

Die Reflexion über die eigene(n) Rolle(n), die man während der Datenerhebung und auch bei der Analyse der gesammelten Daten einnimmt, gehört schon seit geraumer Zeit zu einem Kernelement des anthropologischen Arbeitens.

Wie weiter oben kurz erwähnt, ist die eigene Verwurzelung in das Feld sehr tief und darf hier keinesfalls unbehandelt bleiben. Nachdem Mauterndorf, der Ort, an dem ich ein Großteil des Materials gesammelt habe, auch mein Heimatort ist und ich einen Großteil meiner Kindheit dort verbracht habe, ist das regionale Umfeld an sich schon ein bekanntes. Auch die Tätigkeit selbst, also das Freeriden, ist seit einigen Jahren eine meiner liebsten Freizeitbeschäftigungen und ich gehe dieser nach, sobald sich die Möglichkeit dazu ergibt.

Die Interviews wurden mit FreeriderInnen geführt, die ich alle schon vorher kannte und mit denen ich auch unterschiedliche Tätigkeiten am Berg unternahme – mit manchen mehr, mit manchen weniger – mit einer Ausnahme. Diese Person kannte ich bereits vor der Feldforschung, allerdings waren wir noch nicht gemeinsam in den Bergen unterwegs.

Die Personen, die in der Forschung integriert waren (als InterviewpartnerInnen oder in der teilnehmenden Beobachtung) unterstützten mein Vorhaben sowohl aus fachlichem Interesse als auch auf persönlicher Ebene.

Diese tiefe Verbundenheit mit dem Feld habe ich jedoch nicht als Nachteil betrachtet, sondern als eine Tatsache, mit der dementsprechend umgegangen werden muss.

In ihrem Artikel „*How Native is a ‚Native‘ Anthropologist?*“ (1993) demontiert Kirin Narayan die veraltete Sichtweise des Anthropologen oder der Anthropologin, die in fremde, beinahe unberührte Kulturen vordringen und dort Informationen sammeln, die die Sichtweise und den Standpunkt der Mitglieder der jeweiligen Kultur aufzeigen sollen (Narayan 1993). Sie geht sogar davon aus, dass ein „native anthropologist“ authentischere Informationen in die anthropologische Community einbringen kann als ein Außenstehender. Sie nimmt im Gegensatz zu vorherrschenden anthropologischen Meinungen an, exotische Differenzen könnten Gemeinsamkeiten und komplexere Zusammenhänge verdecken (ebd., S. 676 f). Zudem ermöglicht dieses

Eingebundensein in einen gewissen sozialen Kontext eine Feldforschung über einen längeren Zeitraum (der ohne finanzielle und zeitliche Ressourcen sonst nicht möglich wäre). Dies soll dem Trend zu einer, wie Narayan es nennt, „hit-and-run‘ anthropology“ (Narayan 1993, S. 677) entgegenwirken. Sie betont jedoch auch, wie wichtig es ist, offen für neue (analytische) Kategorien und die Entdeckungen unbekannter und teilweise auch überraschender Elemente zu sein (ebd., S. 678 f). Ich hielt diese Offenheit und Unvoreingenommenheit in jedem Schritt der Untersuchung aufrecht. Besonders bei der Kodierung der Interviewtranskripte und des Forschungstagebuches musste ich diese neutral ausgerichtete Position durchsetzen.

3.2. Vorerhebungen/Literaturrecherche

Ein Zeitungsartikel vom 04. September 2012 lenkte meine Aufmerksamkeit erstmals auf das Thema der momentanen Situation am Berg. In dem Artikel wird diese als eine Mischung aus hochwertiger Ausrüstung und schlechter bzw. fehlender Vorbereitung dargestellt (Alkan 2014)¹⁸. In den folgenden Wochen las ich mit erhöhter Aufmerksamkeit ähnliche Meinungen und Untersuchungen in diversen (Fach-)Zeitschriften. Die Neugier, wie es zu einer solchen Situation kommen kann, wuchs. Auch weitere Zeitungsberichte, besonders über gut ausgerüstete verunfallte SkifahrerInnen bzw. SnowboarderInnen, schürten mein Interesse am Thema.

Wie bei jeder Forschung stand auch hier eine eingehende Literaturrecherche zu Beginn. Der Fokus wurde dabei auf Konzepte wie Risiko und (Un-)Sicherheit gelegt. Erst nach und nach wurden die Suchmuster spezialisiert. Dabei wurde das Ritual als Sicherungsstrategie identifiziert. Als Einleitungen in die verschiedenen Themenbereiche sind u.a. „Risk“ von Deborah Lupton (2013), „Das Ritual“ von Victor Turner (2005), „Das flow-Erlebnis“ von Mihaly Csikszentmihalyi (1975) und „Uncertainty“, herausgegeben von Seymour Fiddle (1980) zu nennen. Damit konnte eine breite Basis für aufkommende Fragen und Problemstellungen hergestellt werden. Zusätzlich wurden auch aktuelle Statistiken zur Situation am Berg in Österreich recherchiert. Hierbei war das Ziel, Zahlen und Fakten zur momentanen Lage zu finden und diese auch in die Ergebnisse miteinarbeiten zu können. Diese Zahlen und Fakten wurden aus Berichten der Österreichischen Bergrettung, des Oesterreichischen

¹⁸ Quelle: <http://derstandard.at/1345165943095/Bergunfaelle-Gute-Ausruestung-schlechte-Vorbereitung>. Zugriff am 08. Jänner 2014.

Alpenvereins und des Kuratoriums für Alpine Sicherheit aus den Jahren 2009 bis 2012 gezogen (vgl. Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit 2010, 2012).

Aufgrund der durch diese Vorrecherche gewonnenen Erkenntnisse konnte leicht das Feld, in dem die Forschung stattfinden sollte, identifiziert werden. Die Eckpunkte dieses Feldes sollen hier nun kurz skizziert werden:

3.3. Feldforschung

Nachdem mein Ausgangspunkt ein Artikel über Wanderungen in den Alpen war, wählte ich auch die Alpen als Ort der Forschung, genauer Mauterndorf im Salzburger Lungau. Das Skigebiet von Mauterndorf, Großbeck-Speiereck, liegt zwischen den Hohen Tauern und den Nockbergen. Durch die Bekanntheit des geographischen Feldes war die lokale Bevölkerung bekannt und ich konnte sie leicht für Interviews gewinnen. Auch die Berge stellen für mich vertrautes Terrain dar. Somit konnte ich meine Aufmerksamkeit während der teilnehmenden Beobachtung auf die Vorgänge in der Gruppe richten und ich wurde nicht durch neue Gegebenheiten abgelenkt. Durch die kurzen Forschungsaufenthalte in Tirol konnte ich auch die Situation in neuem Gelände erfahren und die Unterschiede, die sich in der Wahrnehmung ergeben, zeigen sich anhand der Qualität der erhobenen Daten deutlich.

Die Forschung wurde aus mehreren Gründen in den Winter verlegt. Hier sind die externen Gefahren in Form von Lawinen sehr deutlich erkennbar. Auch die Ausrüstung, die zur Verringerung dieser Gefahren und Risiken herangezogen werden, ist leicht identifizierbar. Die Einteilung des alpinen Skiraumes in die „gesicherte Piste“ und das „unsichere“, freie Gelände erschien mir für eine Untersuchung sehr passend. Als weiterer Grund für den Winter kann die zeitliche Komponente genannt werden. Die Forschung begann im Herbst 2012 und somit konnte ich den Aufenthalt im Feld sehr zeitnahe starten.

Die Auswahl der Personen wird später noch genauer erläutert. Ich habe jedoch versucht, ein Gleichgewicht zwischen weiblichen und männlichen TeilnehmerInnen zu halten. Dies mag zwar nicht die realen Verhältnisse am Berg widerspiegeln, doch sollte in dieser Studie keine Unterteilung nach Geschlecht und womöglich unterschiedlicher Verhaltensweisen vorgenommen werden.

3.3.1. Interviews

Vor und während der intensiven Phase der Datenerhebung führte ich eine Vielzahl informeller Gespräche, die ich in Feldnotizen festhielt. Diese Feldnotizen wurden ins Forschungstagebuch integriert.

Ich wählte für die vereinbarten Interviews das semi-strukturierte Interview. Bei diesem wird mit einem Interviewleitfaden gearbeitet. Dieser Leitfaden wurde aufgrund der ersten Ergebnisse der Literaturrecherche und einigen der informellen Gespräche erstellt. Auch erste Erkenntnisse der teilnehmenden Beobachtung flossen in die Erstellung des Leitfadens mit ein. Ergaben sich während des Gespräches jedoch neue, spannende Themen versuchte ich, auch diesen genügend Raum und Zeit im Gespräch zu geben (Bernard 2011, S. 158 f).

Die Interviews gaben einen wertvollen Einblick darüber, wie die FreeriderInnen selbst den Sport und das damit einhergehende Risiko wahrnehmen und wie sie selbst denken, mit diesem Risiko umzugehen.

In den Gesprächen an sich wurde kein Schwerpunkt auf den rituellen Charakter einiger Handlungen gelegt, da sich das Ritual erst viel später als eine der zentralen Kategorien herauskristallisierte.

3.3.2. Teilnehmende Beobachtung

Während des Feldaufenthalts sowohl in Salzburg als auch in Tirol beobachtete ich verschiedene Gruppen von FreeriderInnen teilnehmend. Das bedeutet, dass ich an ihren Handlungen teilnahm, Entscheidungen aktiv mitdiskutierte und dann auch die Konsequenzen dieser Entscheidung mittragen musste.

In Salzburg handelte es sich um eine offene teilnehmende Beobachtung. Ich klärte die TeilnehmerInnen von Anfang an über meine Absichten auf. Ausnahmslos alle zeigten sich auch sofort einverstanden. Meine Rolle, die ich im Feld einnahm, war durch die oben schon beschriebene Position im Feld unverändert. Die Tatsache, dass ich eine Feldforschung in der Freeride-Gruppe durchführte, wurde immer wieder von den TeilnehmerInnen vergessen. Diese zwei Umstände bestimmten eine sehr gute Ausgangsposition für das Beobachten der realen Umstände. Anfangs hatte ich Werkzeug, um Notizen anzulegen, immer griffbereit. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, dass während des Freeridens keine Möglichkeit besteht, Aufzeichnungen

anzufertigen. Deshalb wurden die Notizen nach dem Freeriden zu Hause in einem Feldtagebuch festgehalten.

Der Besuch der risk´n´fun-Freeridecamps war ursprünglich als private Fortbildung geplant und wurde auch so unternommen. Durch den engen Bezug zu meiner Forschungsarbeit konnte ich jedoch auch Erlebnisse, die ich während dieses Camps hatte, für die Arbeit verwenden. Meine Rolle war die einer normalen Teilnehmerin. Hier hatte ich, im Gegensatz zu Salzburg, kein Forschungstagebuch. Somit wurde ein Gedächtnisprotokoll erstellt. Dieses wurde auch in einigem zeitlichen Abstand immer wieder aktualisiert, nachdem mir gewisse Gegebenheiten einfielen.

Die größte Herausforderung bei der Teilnehmenden Beobachtung war sicher die Gratwanderung zwischen unvoreingenommener Beobachterin und persönlicher Beteiligung. Durch die Vertrautheit des Feldes, das sich durch die jahrelange Teilnahme an den sportlichen Aktivitäten in der untersuchten Gruppe ergab, musste erst wieder ein distanzierter Blick geschaffen werden, um die wissenschaftlichen Standards und Aufgaben zu erfüllen.

Durch diese Vertrautheit stellten zumindest die Handhabung der technischen Geräte und die Aktion in heiklen und gefährlicheren Situationen keine Probleme dar.

Durch die von Anfang an starke Transparenz gegenüber meinen ForschungspartnerInnen und der starken Eingebundenheit ins Feld war die Teilnehmende Beobachtung ansonsten unproblematisch.

Die Reaktionen sowohl auf die Interviews als auch auf die teilnehmende Beobachtung waren ausnahmslos positiv und die Idee der Studie wurde mit großem Interesse aufgenommen.

Sowohl in den Interviews als auch in den Protokollen der teilnehmenden Beobachtung wurden die TeilnehmerInnen anonymisiert.

3.4. Datenauswertung und Analyse

Von den gesammelten Interviews fertigte ich Transkripte an. Dabei übersetzte ich den verwendeten Dialekt zugunsten der Lesbarkeit mehrheitlich ins Hochdeutsche, inhaltlich nahm ich jedoch keine Veränderungen vor. Wörter oder Redewendungen,

deren Ausdruck im Dialekt für den weiteren Gesprächsverlauf von Bedeutung war, wurden so belassen.

Sowohl die angefertigten Transkripte, als auch das ausführlich angefertigte Feldtagebuch verarbeitete ich mithilfe des Programmes *ATLAS.ti* in einem offenen Kodierverfahren, wie es etwa bei Böhm beschrieben ist (Böhm 2009). Laut Corbin und Strauss stellt Kodieren „die Vorgehensweise dar, durch die die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt werden“ (Strauss & Corbin, 1996 S. 39). Durch das Computerprogramm *ATLAS.ti* kann das gesamte Material sehr übersichtlich und einfach in der Bedienung bearbeitet werden. Wie schon erwähnt, musste ich gerade bei den verschiedenen Kodierdurchgängen die eigenen Vorannahmen besonders reflektieren, um die nötige Offenheit im Forschungsprozess zu gewährleisten.

Während der gesamten Analysephase kodierte ich das Material mehrere Male. Dabei wurden die Codes immer differenzierter und auf die sich entwickelnde Fragestellung hin präziser. In einer ersten Runde des offenen Kodierens konnte ich einfache Kategorien und Eigenschaften benennen, wie etwa die Häufigkeit der Ausübung, Vorbereitung oder Equipment. Auch erstellte ich erste Memos, die weitere Überlegungen zu den einzelnen Codes beinhalteten.

In den weiteren Kodierdurchgängen wurden die Codes immer analytischer. An die Grounded Theory angelehnt sortierte ich sie um eine zentrale Kategorie und mit Hilfe dieser Sortierung konnte ich die Codes interpretieren. Dabei benötigte ich mehrere Durchgänge. In diesen Durchgängen wurden verschiedene Kombinationen von Codes angedacht und Kernkategorien herausgefiltert. Auf diese Art und Weise bearbeitete ich rund 200 Seiten erhobenes Datenmaterial.

Aufgrund der hohen Homogenität der Gruppe und der geringen Anzahl an Interviews kann keine Generalisierung vorgenommen werden. Die Studie kann jedoch für ein tieferes Verständnis von Sicherheits- und Risikomanagementstrategien herangezogen werden.

4. Theoretische Diskussion

In modernen, westlichen Gesellschaft ist vieles auf die Vermeidung von Unsicherheiten und Gefahren ausgelegt.¹⁹ Dadurch wird jedoch nicht, wie leicht anzunehmen wäre, unser Sicherheitsgefühl gestärkt. Im Gegenteil, unsere Risikowahrnehmung wird durch den erhöhten Informationsfluss enorm gesteigert. Zudem werden kaum noch Möglichkeiten wahrgenommen, riskante Situationen zu durchleben. Somit wird nur noch sehr gering gelernt, wie man mit Risiko umgehen kann (Göring 2007).

Auch die Einteilung des alpinen Skiraumes in einen gesicherten und einen ungesicherten Teil soll vermeintliches Sicherheitsgefühl vermitteln. Gleichbedeutend ist somit auch die Annahme, dass man sich durch Befahren des ungesicherten Skiraumes Gefahren aussetzt. Diese Unterscheidung wird durch Zäune, Absperrungen, Markierungstafeln etc. visualisiert und verdeutlicht.

Schon während einiger informeller Gespräche zu Beginn der Zeit im Feld zeigte sich, dass von außen (Liftbetreiber, Gesetzgeber etc.) auferlegte Sicherungsmaßnahmen von den FreeriderInnen nicht angenommen werden. Trotzdem wurde in den Interviews immer wieder beteuert, dass die befragten Personen sich sicher fühlen. Auch während der teilnehmenden Beobachtung wurde gefühlte Unsicherheit als eine Ausnahmeerscheinung wahrgenommen. Mit diesen ersten Ergebnissen ist es berechtigt, nach der Herstellung subjektiv empfundener Sicherheit zu fragen. Somit erscheint es sinnvoll nach persönlichen Sicherungsstrategien zu suchen. Dafür wurden in der Literatur immer wieder ritualisierte Handlungen genannt.

In einer theoretischen Rahmung des Forschungskontextes soll zuerst Risikosport definiert und konkretisiert werden. Um jedoch Risikosport genügend definieren zu können, muss man sich auch mit dem Rahmen von Risiko, also Sicherheit, Unsicherheit und Gefahr, auseinandersetzen.

Anschließend soll auf verschiedene Sicherungsstrategien theoretisch näher eingegangen werden. Dies soll dazu beitragen zu verstehen, wie Entscheidungen bei der Ausübung von Risikosport getroffen werden. Auch die Konsequenzen diverser Vorbereitungen und Strategien werden dabei beachtet. Dabei wird Strategien, die

¹⁹ Einen sehr guten Überblick über Risiken u.a. als Luxusproblem, die sich von persönlichen hin zu globalen Risiken spannen können, gibt Ulrich Beck in seiner „Risikogesellschaft“ (Beck 1996).

direkt vor der Ausübung des Sportes durchgeführt werden, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Strategien werden auch als Pre-Performance-Routines bezeichnet. Wie sich zeigen wird, spielt dabei die Vorspiegelung von Kontrolle eine herausragende Bedeutung, weshalb darauf näher eingegangen wird.

In der Literatur werden die Ausweitung der persönlichen Grenzen (Edgework) und das Flow-Erlebnis immer wieder als Motivation für die Ausübung von Risikosport genannt. Obwohl hier keine motivationale Untersuchung durchgeführt wird, werden die beiden Konzepte aufgrund ihres sicherheitsvermittelnden Charakters vorgestellt.

Dem Ritual wird aufgrund seiner sicherheitsherstellenden Wirkung und der anthropologischen Relevanz viel Platz eingeräumt. Dies wird sich auch in der Analyse widerspiegeln.

4.1. Risiko im Sport – Risikosport

Um die Untersuchung in eine geeignete theoretische Diskussion einbetten zu können, soll zuerst untersucht werden, worum es sich bei Risikosport handelt.

Im Duden findet man unter Risikosport bzw. Extremsport den kurzen Eintrag: „mit höchster körperlicher Beanspruchung, mit besonderen Gefahren verbundener Sport (z.B. Triathlon, Freeclimbing)“ (Duden 2014, Stichwort Extremsport). Eine genauere Definition liefert Arne Göring. Er sieht Risikosportarten unter dem Aspekt,

„dass der Protagonist das Risiko in als solchen charakterisierten Risikosportarten als Herausforderung bewusst eingeht und durch Einsatz seiner sportspezifischen Handlungskompetenz bewältigt. Risikosport als Handlungsfeld ist dann in erster Annäherung also nichts anderes als eine sportliche Handlungssituation, die die handelnden Akteure als Risikosituationen wahrnehmen und sportliche Fähigkeiten zur Bewältigung einsetzen.“ (Göring 2006, S. 43 f)

2007 schreibt er zudem:

„Risikosportliche Aktivitäten bieten damit ein beispielloseres Feld, in dem eine individualisierte Risikoübernahme zu erleben ist, bei der die eingegangene Bedrohung als direkt abhängig von eigenen Entscheidungen und eigenen Fähigkeiten erscheint.“ (Göring 2007)

Auch wenn diese Definition, wie Göring selbst schreibt, nur eine Minimaldefinition ist, so ist sie doch für diese Arbeit sehr passend, da das Bewusstsein über das Risiko und die Handlungskompetenzen des oder der Ausübenden deutlich hervortreten. Somit grenzt sich Risikosport sehr stark zu anderen Sportarten, die zwar auch ein gewisses

Risiko bergen, jedoch ohne besondere Fähigkeiten ausgeübt werden können (so genannte Thrill-Aktivitäten), ab.

Göring bestimmt die wichtigsten Elemente, die für die Untersuchung von Risiko bei der Ausübung von Sport in diesem Fall entscheidend sind:

Konstitutive Elemente des Risikosportes	Beschreibung
<i>Individualität</i>	<i>Das Risiko in Risikosportarten ist eine aus individuellen Handlungsanforderungen und Bewältigungsmöglichkeiten resultierende Komponente, die nicht nur individuell unterschiedlich ausfallen kann sonder[n] auch subjektiv je nach Tagesform und oder Bedingungen anders bewertet wird. Jedes Risiko ist deshalb ein absolut individuelles und kann nur auf eine konkrete Situation zu einem bestimmten Tag und eine einzelne Person bezogen werden.</i>
<i>Situationsbegrenzung</i>	<i>Das Risiko ist klar begrenzt auf eine reale Situation, der man sich bewusst stellt, um sie zu bewältigen. Bei Risikosportarten gibt es klar begrenzbare Anfangs- und Endpunkte, die die Kernaktivität der Risikosportart kennzeichnen und damit das Risikomoment der Sportart definieren. Abweichend verhält es sich bei abenteuerhaften Risikoaktivitäten, die durch einen langen Zeitraum gekennzeichnet sind und keine klare Situationsabgrenzung aufweisen können.</i>
<i>Freiwilligkeit</i>	<i>Risikoaktivitäten und die darin zu findenden Risikosituationen werden bewusst und freiwillig aufgesucht um sie zu bewältigen und nicht bloß in Kauf genommen, um ein übergeordnetes Ziel zu erreichen.</i>
Merkmale des Risikosportes	Beschreibung
<i>Außergewöhnliche körperliche Anstrengung</i>	<i>Risikosportarten erfordern den Einsatz der ganzen Person und dabei nicht selten übermäßige Anstrengungen die sich aus der Konfrontation mit den Naturkräften und / oder menschlichen oder tierischen Gegnern ergeben (z.B. Kälte, Hitze etc.).</i>
<i>Ungewohnte Körperlagen und Zustände</i>	<i>Die Überwindung unüblicher Körperzustände und entsprechender Körperlagen ist in der Mehrzahl immanentes Handlungselement. Hierzu kann beispielsweise der freie Fall, das ‚Schweben‘ auf dem Wasser oder das Erfahren hoher Beschleunigungskräfte gezählt werden (vgl. ALLMER 1998, 62).</i>
<i>Ungewisser Handlungsausgang</i>	<i>Bei Risikosportarten ist eine vollständige Einschätzung der Handlungsbedingungen unmöglich, da sie in der Mehrheit in Naturräumen oder mit menschlichen oder</i>

	<i>tierischen Gegnern praktiziert werden, die sich nur schwer vollends einschätzen lassen. Der Handlungsausgang bleibt daher immer bis zu einem gewissen Grad unsicher.</i>
<i>Unvorhersehbare Situationsbedingungen</i>	<i>Verbunden mit den nur schwer einzuschätzenden Handlungsbedingungen sind auch die unvorhersehbaren Situationsbedingungen. Unabsehbare Bedingungen sind zum Beispiel die Wetterbedingungen oder der zeitliche Ablauf, die in ihrer Konsequenz entscheidende Bedeutung für den Handlungserfolg und die eigene Unversehrtheit besitzen.</i>
<i>Lebensgefährliche Aktionen</i>	<i>Obwohl Risikosportarten keine explizite Todesnähe aufweisen, beinhalten Risikosportarten mehr als andere sportliche Aktivitäten die Option der Lebensgefährdung durch die Ausübung in lebensfeindlichen Naturräumen (z.B. Wasser; Gebirge) oder lebensgefährdenden Rahmenbedingungen (z.B. der Sturz beim Rodeo-Reiten). Risikosportarten finden unter ‚Ernstfallbedingungen‘ statt (vgl. SCHNEIDER & RHEINBERG 1995, 424).</i>
<i>Situationsdruck</i>	<i>Risikosportarten sind mehrheitlich mit einem Handlungszwang verbunden. Handlungsziele müssen demnach kurzfristig abgewandelt und „[...] dem sich ständig verändernden Verlauf der Situation angepasst werden“ (SCHLESKE 1977, 34). Ein spontaner A[b]bruch der Aktivität während der eingegangenen Risikosituation ist nicht möglich (z.B. beim alpinen Bergsteigen oder Kanu-Wildwasserfahren).</i>

Tabelle 1 - konstitutive Elemente und kennzeichnende Merkmale des Risiko (Göring 2006, S. 50 f)

Die Fülle an aktuellem Material, das zu Risikosportarten zu finden ist, zeigt deutlich den erhöhten Stellenwert, den diese Form der Freizeitbeschäftigung in modernen Gesellschaften einnimmt. Von SurferInnen an australischen Küsten (Stranger 1999) über SkydiverInnen, die aus Flugzeugen springen (Celsi, Rose, & Leigh 1993), und Bungee-JumperInnen in Großbritannien (Larkin & Griffiths 2004) bis hin zu BergsteigerInnen in Neuseeland (Davidson 2012) und FreeriderInnen in Frankreich (Midol & Broyer 1995) werden die unterschiedlichsten Dinge untersucht. Dabei steht meist die Frage nach der Motivation (Russell 2012, Lupton & Tulloch 2010) und das Risikobewusstsein der Ausübenden (Lupton 2013, Brymer & Schweitzer 2012) im Vordergrund.

Den hohen Stellenwert, den Risiko und die damit verbundenen Situationsbedingungen spielen, zeigt Allmer:

„Risiken einzugehen, ist eine notwendige Voraussetzung menschlichen Handelns, um individuelle, soziale und wirtschaftliche Entwicklungen in Gang zu setzen. In Risikosituationen besteht die Möglichkeit, angesichts eines kalkulierbaren Gefahrenpotentials seine Handlungskompetenzen unter Beweis zu stellen und auszutesten. Insbesondere sportbezogene Risikosituationen beinhalten zudem den Anreiz, intensive und außergewöhnliche Emotionszustände zu erleben.“ (Allmer 2006, zitiert in: Gruber 2010, S. 29)

Es scheint für die Ausübenden von Risikosport völlig klar zu sein, dass ein gewisses Risiko mit dem Sport untrennbar verbunden ist. Dennoch wird kein grenzenloses Maß an Risiko eingegangen, wie Celsi et al. zeigen:

„From the perspective of a high-risk performer, virtually all feel that they are capable of managing the context in which they perform, with most leaving what to them is a comfortable margin between their risk-taking behaviour and the edge. Even those who operate on the extreme edge emphasize that they rarely go beyond the limits of their control.“ (Celsi, Rose, & Leigh 1993, S. 17)

Der Mensch ist also „kein monokausales Sicherheitswesen, sondern im Sinne einer erhöhten Handlungsgratifikation maßgeblich auch an Risikosituationen interessiert“ (Göring 2007, S. 43 f).

Als Hauptmotivationsgrund wird immer wieder Flow genannt, ein Konzept von Csikszentmihalyi (1985) genannt. Zu Flow wird auch noch das Verbessern der eigenen Fähigkeiten und damit auch verbunden das Ausweiten der persönlichen Grenzen, wie es bei Lyng (1990) und seinen Arbeiten über Edgework zu finden ist, als weiteres Motiv angeführt.

Das Erstaunliche an all diesen Studien ist die Tatsache, dass die Verringerung und Vermeidung von Risiko in allen untersuchten Sportarten für die TeilnehmerInnen einen wichtigen Punkt darstellt. Dadurch fühlen sich die Ausübenden während der Tätigkeit bis zu einem gewissen Grad sehr sicher. Wie diese Sicherheit jedoch hergestellt wird, wurde anthropologisch noch nicht untersucht und soll hier in einem ersten Ansatz versucht werden.

Willig beschreibt Risikosport als „recreational physical activity, which carries the risk of serious physical injury or even death“ (Willig 2008, S. 691). Neben Snowboarden zählt sie unter anderem auch noch Bungeejumping, Skydiving, Klettern, Rafting und Canyoning zu häufig ausgeführten Risikosportarten. Brymer und Schweitzer schreiben in der Einleitung zu ihrer Arbeit über Risikosportarten, dass es sich dabei um

„independent leisure activities, where the most likely outcome of a mismanaged mistake or accident is death“ (Brymer & Schweitzer 2012, S. 477) handelt. Wie Willig (2008) schreibt, zeigen die Ausübenden von Risikosportarten eine Präferenz für Aktivitäten, die ein erhöhtes Risiko bergen. Ihre RisikosportlerInnen, hauptsächlich SkydiverInnen und BergsteigerInnen, gehen jedoch davon aus, aufgrund der Fähigkeit, ihr Sportgerät auch in Risikosituationen kontrollieren zu können, und der Vorbereitungen, in die sie all ihr (Fach-)Wissen stecken, kein erhöhtes Risiko einzugehen.

Christopher Lasch schreibt in seinem Artikel „*The Corruption of Sports*“, dass Games, zu denen unterschiedliche Risikosportarten zweifellos gezählt werden können, eine äußerst pure Form der Flucht aus dem Alltag darstellen. Somit kann Freiheit, wie sie vielleicht zuletzt in der Kindheit erlebt wurde, durch eine erhöhte Aufmerksamkeit, Konzentration und künstliche Barrieren vom Alltag abgegrenzt werden. In dieser begrenzten Freiheit gibt es zwar auch Regeln, aber die TeilnehmerInnen folgen diesen freiwillig (Lasch 1977).

Games benötigen Intelligenz und besondere Fähigkeiten für scheinbar sinnlose Tätigkeiten. „Risk, daring and uncertainty, important components of play have little place in industry or in activities infiltrated by industrial methods, which are intended precisely to predict and control the future and to eliminate risk“ (Lasch 1977). Die Verwandlung von Games in Arbeit durch Kommerzialisierung macht sie zu ihrer eigenen Antithese, denn Arbeit und die damit verbundenen Strukturen und Pflichten möchte man ja durch Games umgehen (Lasch 1977).

Ob und wie sich Freeriden als Risikosport identifizieren lässt, wird im empirischen Teil genau ausgeführt.

4.2. Sicherheit

Sicherheit ist der Zustand, in dem sämtliche Konsequenzen aller Handlungsalternativen bekannt sind, also die Abwesenheit von Unsicherheit (Connolly 1980, S. 70). Göring beschreibt Sicherheit als einen „Zustand der Gefahrlosigkeit und Unbedrohtheit“ (Göring 2007, S. 40). Gerald Koller schreibt dazu frei nach Descartes, dass „Überraschung die Wurzel allen Übels [ist]. Sie mache Menschen Angst und sie damit unfrei. Aufgabe der Gesellschaft sei es also, Überraschungen zu verhindern und

auszuschließen“ (Koller 2007, S. 33). Dazu schreibt von Cube, dass wir durch Lernen den Informationsgehalt, den uns unsere Umwelt durchgehend liefert, abbauen und somit immer weniger Informationen zu verarbeiten haben. Das wiederum vermittelt Sicherheit, denn „je weniger Informationen die Außenwelt enthält, je bekannter sie also ist, desto sicherer kann man sich in ihr bewegen“ (von Cube 2000, S. 26). Je bekannter die Außenwelt uns ist, desto bekannter sind auch die Konsequenzen möglicher Handlungsabläufe. Dieses Wissen um Konsequenzen macht uns sicher.

Um darüber diskutieren zu können, wie Sicherheit hergestellt wird, muss man zunächst die Herstellung von kollektiven Empfindungen über Sicherheit und Unsicherheit im Allgemeinen betrachten.

Durch gesamtgesellschaftliche Bedeutungsgenerierungen werden Empfindungen konzentriert und gesammelt und dadurch kollektive Überzeugungen bestätigt und reproduziert (Bergesen 2008, S. 49). Diese kollektiven Überzeugungen teilen die Lebenswelten in verschiedene, meist gegensätzliche Kategorien oder Stadien ein. Diese Einordnung erscheint den Individuen subjektiv, ist jedoch strukturell von der Gesellschaft vorgegeben (Bräunlein 2012, S. 51). „Man verhält sich so, wie es von den relevanten Bezugsgruppen erwartet wird, oder so, wie man – sei es mit, sei es gegen die übliche Meinung – sozialisiert ist“ (Luhmann 1991, S. 12).

4.3. Unsicherheit

Unsicherheit erfährt man, wenn man sich aus dem individuellen Sicherheitsbereich hinaus bewegt. Wie etwa Lupton und Tulloch schreiben, benötigt Unsicherheit auch immer „taking a step into the unknown but also a degree of rational judgement and choice on the part of the individual concerning whether or not to take this step“ (Lupton & Tulloch 2002, S. 331). Aus diesem kurzen Zitat geht klar hervor, dass Unsicherheit immer auch eine Entscheidung benötigt. Dies kann auch „nur“ die Entscheidung sein, eine Unsicherheit als eine solche zu erkennen und sich damit auseinander zu setzen. Die Grenzlinie zwischen Sicherheit und Unsicherheit ist nur in wenigen Fällen klar gezogen, es gibt „dynamic shifts“, die auch den Kern der kulturellen Verhandlung von Unsicherheit darstellen (vgl. Boholm 2003, S. 167 f). Kulturelle Verhandlung bedeutet hier wieder, dass die Unterscheidung zwischen „sicher“ und „unsicher“ in vielen Fällen privat und individuell getroffen zu sein scheint. Es zeigt sich jedoch, dass sowohl die

Einteilung als auch die Hilfsmittel, die dazu verwendet werden diese Kategorisierung vorzunehmen, gesellschaftlich bestimmt sind.

Laut Montagna beschreibt Unsicherheit eine Form des menschlichen Verhaltens unter Bedingungen der Wahrscheinlichkeit, die immer als subjektive Wahrscheinlichkeit gesehen wird. Er zitiert Anthony Downs mit seiner Definition von Unsicherheit als „any lack of sure knowledge about the course of past, present, future or hypothetical events“ (Downs 1957 zitiert in: Montagna 1980, S. 10).

Auch für Montagna bedeutet Unsicherheit immer, dass mehrere Möglichkeiten zur Wahl stehen. Für welche dieser Wahlmöglichkeiten man sich entscheidet, ist stark von den sozialen Prioritäten abhängig (Montagna 1980, S. 24).

Montagna unterscheidet zwischen distributionalen und nicht-distributionalen Unsicherheiten. Bei der distributionalen Unsicherheit ist eine statistische Einschätzung möglich. Im Gegensatz dazu stehen die nicht-distributionalen Unsicherheiten, bei denen eine solche Einschätzung nicht möglich ist, da hier das Wissen über die Quellen der Unsicherheit(en) selbst zu gering ist. Es gibt Situationen, die „möglich“ sein könnten (Montagna 1980, S. 10). Dieser Unterschied führt immer wieder zu Missverständnissen, wie das folgende Zitat von Montagna zeigt: „Many authors fail to distinguish between uncertainty generated by technical-material factors and uncertainty created by people´s perceptions“ (ebd., S. 23).

Parson beschreibt, dass es immer zwei Unsicherheiten gibt: einerseits die persönliche Unsicherheit, die mit unseren inneren Einstellungen einhergeht. Andererseits die Unsicherheit der Umgebung, in der diverse Aktionen stattfinden. Dieses umgebende Milieu hat in seinen Ausführungen jedoch keinen Bezug zu den Aktionen – „[w]e are dealing with some kind of living system and with an environment in which it functions, but which is not a part of it“ (Parsons 1980, S. 159). Midol und Broyer widersprechen Parson in ihrer Analyse über Funsportarten (1995). Hier wird auf diese Verbundenheit mit der Umgebung besonderer Wert gelegt:

„Snow and mountains are perceived as living entities, at once dangerous and benevolent. In their return to an intimate dialogue with mythical characters, skiers experience a phantasmagorical relationship that is also real. One must blend with the environment, become one with it. [...] Dropping one´s defences, feeling the harmony, becoming the snowfield, becoming one with the scenery – that is the ‘kick’.“ (Midol & Broyer 1995, S. 207 f)

Ich stimme hier mit Midol und Broyer überein und gehe davon aus, dass die Umgebung immer auch Auswirkungen auf das persönliche Sicherheitsgefühl hat. Diese Umgebung können auch Personen und diverse Gruppen sein. Stranger nimmt in diesem Punkt Kant auf. Kant

„claims that culture plays a significant role in generating the ideas which facilitate the ‘transcendence of self beyond nature’, but he qualifies this cultural influence, claiming that the foundations of these ‘moral feelings’ are to be found in human nature, and so it is the role of culture to provide access to these innate feelings.“ (Stranger 1999, S. 271)

Unsicherheit ist also die logische und objektive Konsequenz des Fehlens von Wissen über die soziale und physische Umwelt, hohe Unsicherheit das Vorherrschen subjektiver Wahrscheinlichkeiten. In diesen Situationen sind Entscheidungen einzigartig und können nicht wiederholt werden (Montagna 1980, S. 12). Göring nennt diese Bedingungen „Ernstfallbedingungen“ (Göring 2006, S. 51).

Menschen versuchen, Unsicherheiten zu vermeiden und somit Unklarheiten aus dem Weg zu gehen. Dafür gibt es, wie oben schon erwähnt, bestimmte soziale Normen als Standardverfahren. Eine dieser sozialen Normen ist die Rationalität. Es ist sozial bestimmt, welche Gedankengänge als rational gesehen werden, und dementsprechend auch, welche Handlungen als rational gelten. Hält man sich an die sozialen Vorgaben der Rationalität und trifft demgemäß eine Entscheidung, kann diese Entscheidung mitunter nicht der Situation entsprechen. Dies wird im Normalfall jedoch nicht bemerkt, da man nach sozialen Normen rational handelte (Montagna 1980, S. 31).

4.4. Risiko

Risiko kann nicht als Gegenbegriff zu Sicherheit angenommen werden. Absolute Sicherheit ist unerreichbar, Luhmann bezeichnet den Sicherheitsbegriff gar als soziale Fiktion. Laut ihm wäre es noch am ehesten möglich, Risiko als Reflexionsbegriff und Rahmung von Sicherheit zu verwenden. Das Risiko/Sicherheitspaar bildet ein „Beobachtungsschema, das es im Prinzip ermöglicht, alle Entscheidungen unter dem Gesichtspunkt ihres Risikos zu kalkulieren. Diese Form hat somit das unbestreitbare

Verdienst, das Risikobewusstsein zu universalisieren“ (Luhmann 1991, S. 29). Risiko kann als Limitation von Unsicherheit gesehen werden. Würden keine Risiken bestimmt (durch einen historischen, kulturellen oder sozialen Kontext), wären unendlich viele Möglichkeiten, wie eine Situation ausgehen kann, durch Unsicherheit gegeben. Damit wäre der Mensch überfordert, die Situation einzuschätzen (Boholm 2003, S. 167). Dieser Rahmen verbindet ein Risikoobjekt, also die Quelle des potentiellen Schadens²⁰, ein Risikosubjekt, das Ziel des potentiellen Schadens, und eine Beurteilung der Folgen für den Menschen (ebd., S. 175).

Åsa Boholm entwirft in ihrem Artikel „The Cultural Nature of Risk: can there be an Anthropology of Risk?“ eine erste anthropologische Definition für dieses weite Konzept. Sie schreibt:

„Risk is commonly defined in mathematical terms as the statistical probability of an outcome in combination with severity of the effect construed as a ‘cost’ that could be estimated in terms of money, deaths or cases of ill health. [...] To categorize something as a ‘risk’ implies values. The concept of risk, therefore, by definition, integrates descriptive/factual and normative components and is therefore (intrinsically) open to negotiation and contestation.“ (Boholm 2003 S. 160 f)

Laut Bonß sind

„Risiken [sind] ein spezifisches, für die Moderne typisches Muster der Wahrnehmung und Verarbeitung von Ungewißheit, das sich von vorangegangenen Formen des Umgangs mit Unsicherheit und den dazugehörigen Sicherheitskonstruktionen signifikant unterscheidet.“ (Bonß 1995, S. 18)

Diese Unterscheidung liegt laut Luhmann in der Erkenntnis der Entscheidung. Luhmann geht davon aus,

„daß manche Vorteile nur zu erreichen sind, wenn man etwas aufs Spiel setzt. Dabei geht es nicht um das Problem der Kosten, die man vorher kalkulieren und gegen Nutzen verrechnen kann. Es geht vielmehr um eine Entscheidung, die man, wie man voraussehen kann, nachträglich bereuen wird, wenn ein Schadensfall eintritt, den vermeiden zu können man gehofft hatte.“ (Luhmann 1991, S. 19)

²⁰ Der Soziologe Eugene Rosa erläutert „den Einsatz“ bei Risiko noch genauer. Hier wird Risiko als Situation gesehen, „where something of human value (including humans themselves) has been put at stake and where the outcome is uncertain“ (Rosa 1998 zitiert in: Boholm 2003, S. 165 f). Wird dieser „Einsatz“ auf die eine oder andere Weise verletzt, spricht man von einem Schaden.

Hier streicht Luhmann also die Bedeutung der eigenen Handlungs- und Entscheidungsabhängigkeit dieser Form des „Unsicherheitshandlings“ (Göring 2007, S. 39) hervor.

Das Besondere an Risiko ist also das Wissen, dass es verschiedene Alternativen gibt, wie zukünftige Ereignisse gestaltet sein können. Diese Ereignisse können mit eigenen Entscheidungen beeinflusst werden.

Sowohl Baumann (1993) als auch Douglas (1992) gehen davon aus, dass die Verwendung des Begriffes „Risiko“ nur eine Vortäuschung von Kontrolle wiedergibt, die man nicht hätte, würde man von Gefahr sprechen (Davidson 2012, S. 300). Dies bestätigt auch die oben angeführte Aussage von Luhmann.

Nachdem Risiko ohne seine Anbindung an ein Individuum nicht existieren kann (Luhmann 1991, S. 15), ist es auch immer subjektiv und an die sozialen Strukturen und Prozesse, in denen es vorkommt, gebunden. So sagt etwa Montagna: „A decision is risky if the individual believes it to be“ (Montagna 1980, S. 12). Diese Sozialisation in gewissen Gruppen wird auch noch von anderen AutorInnen hervorgehoben. Lupton und Tulloch etwa schreiben, dass Laienwissen über Risiko in hohem Maße nur kontextuell und lokal vorhanden ist, diese Diversität und auch Veränderbarkeit jedoch den Individuen bewusst ist. Sie schreiben: „Membership of cultural and social networks and groups is important in the construction and meaning of risk logics“ (Lupton & Tulloch 2002, S. 319). Boholm drückt es noch kürzer aus, indem sie schreibt „culture is crucial to risk perception“ (Boholm 2003 S. 161).

Man kann also von der Gegenwart aus gesehen, nie von einer sicheren Zukunft sprechen, da man ja nie weiß, wie diese aussehen wird. Von Risiko kann man jedoch nur dann sprechen, wenn es eine (oder mehrere) konkrete Entscheidung gibt, die die Zukunft insofern beeinflusst, als man einen Schaden dadurch verhindern kann. Auch bei Lupton wird Risiko stark in der Zukunft verortet. Sie beschreibt Risiken als

„potentialities, both ‘constructed realities’ and ‘real constructions’ [...] Risk, because it involves an incipient rather than a realized threat or danger, is about projecting ideas into the future, about imagining the consequences of an action or event. Risk judgments allow one to place oneself into a future scenario, when something might go wrong and threaten one’s health [...].“ (Lupton 2013, S. 5)

Wichtig hierbei ist zu bemerken, dass der Entscheidungsträger die Situation nicht unmittelbar als Risiko wahrzunehmen braucht, dies kann auch erst im Nachhinein passieren – „[f]ür den Begriff, wie wir ihn hier vorschlagen, ist nur ausschlaggebend, daß der kontingente Schaden selbst kontingent, also vermeidbar, verursacht wird.“ (Luhmann 1991, S. 25). Auch Lupton hebt mehrmals hervor, dass ein Risiko erst durch seine Möglichkeit, also durch die „konstruierte Realität“ zu einem Risiko wird, nicht durch das bloße Vorhandensein (Lupton 2013, S. 5).

Auch bei Lupton und Tulloch ist diese Selektion von „relevanten“ Risiken ein wiederkehrendes Thema. Hier schreiben die AutorInnen, dass Risiken, die bekannt sind und auch freiwillig eingegangen werden, als weniger bedrohlich und weniger ernst wahrgenommen werden als Risiken, die jemandem auferlegt werden. Auch werden Risiken, deren Eintritt weniger häufig, dafür aber umso denkwürdiger ist, vermehrt, und jene Risiken, die vielfach auftreten, kaum registriert (Lupton & Tulloch 2010, S. 114). Jede Entscheidung, die getroffen wird, führt wieder zu Folgeentscheidungen (Entscheidungsbaum), die natürlich selbst auch wieder ein Risiko darstellen können (vgl. Luhmann 1991, S. 32).

Ein weiteres Problem, das sich mit der Selektion einiger weniger Risiken und deren Abwehr ergibt, ist, dass das erfolgreiche Abwehren dieser wenigen Risiken zu einem Nachlassen der Aufmerksamkeit führt und unerwartete Risiken oder Gefahren umso unvermittelter zutreffen können (Douglas & Wildavsky 1983, S. 4).

4.4.1. Risiko oder Gefahr?

Die Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr ist prinzipiell einfach: Risiken haben mit Entscheidungen, die man selbst beeinflussen kann, zu tun. Gefahren hingegen sind die Betroffenen direkt ausgesetzt. Das heißt, sie haben keinen Einfluss auf den Verlauf der Gefahr.

Es kann natürlich auch vorkommen, dass eine externe Entscheidung Gefahren für eine bestimmte Gruppe oder ähnliches bringt – dann ist es ein Risiko für die Person, die die Entscheidung trifft, für die Betroffenen jedoch birgt diese Entscheidung eine Gefahr.

Gemein haben beide Begriffe, dass „in Bezug auf künftige Schäden Unsicherheit besteht“ (Luhmann 1991, S. 30). Auch bleibt bei beiden Konzepten das Streben nach „Sicherheit“ an oberster Stelle, jedoch wird das in den meisten Fällen nicht extra kommuniziert, da es sich von selbst versteht (vgl. Luhmann 1991, S. 33).

Die Betroffenheit, die im Konzept der Gefahr vorrangig ist, kann zu einem Gegenbegriff für Entscheidung werden – EntscheidungsträgerIn (Risiko) und Betroffene/r (Gefahr) sehen ein und dieselbe Entscheidung aus zwei völlig verschiedenen Blickwinkeln, es kommt zu einer „unaufhebbare[n] Dualität“ (Luhmann 1991, S. 116). Das Risiko des Entscheiders wird zur Gefahr für den Betroffenen. „Für ihn handelt es sich um Gefahren – und dies auch dann, wenn er sieht und reflektiert, daß es sich aus der Sicht des Entscheiders (der er selbst sein könnte!) um Risiken handelt. [...] Dasselbe ist verschieden“ (ebd., S. 117). Bonß gibt jedoch zu bedenken, dass Entscheidungen und ihre Konsequenzen sehr oft von einem Entkoppelungsphänomen betroffen sind. Das bedeutet, Handlung und Handlungsfolge werden getrennt und können einander nicht mehr zugerechnet werden (Bonß 1995). Kurz gesagt sind Risiko und Gefahr unterschiedliche Konzepte bzw. Blickwinkel, die jedoch dasselbe bezeichnen.

Wie Baumann und Douglas u.a. bei Davidson zitiert werden, ruft die verschiedene Benennung von Risiko und Gefahr lediglich die Illusion hervor, man könne das eigene Schicksal kontrollieren (vgl. Davidson 2012, S. 300).

Obwohl in den meisten Auffassungen Risiko als etwas Negatives verstanden (vgl. Lupton 2013) und bewertet wird (vgl. Douglas & Wildavsky 1983), gibt es doch auch die Auffassung, dass Risiko als Chance begriffen werden kann.

„Es bleibt mitunter unsicher, ob man durch den Opportunitätsverzicht etwas einbüßt oder nicht; und somit bleibt es auch eine offene Frage, ob man die Präferenz für die ‚sichere‘ Variante zu bereuen haben wird oder nicht. Allerdings ist dies dann eine Frage, die oft gar nicht zu beantworten sein wird, wenn die Chance gar nicht gewagt und der riskante Kausalverlauf gar nicht in Gang gesetzt wird. [...] Aber wenn man Risiken in den Blick zieht, ist jede Variante eines Entscheidungsrepertoires, also die gesamte Alternative riskant, und sei es nur mit dem Risiko, erkennbare Chancen nicht wahrzunehmen, die sich möglicherweise als vorteilhaft erweisen werden.“ (Luhmann 1991, S. 29f)

Auch in einer Studie von Lupton und Tulloch wird Risiko als Chance gesehen, die eigenen Kompetenzen auszubauen und Kontrolle über eine bestimmte Situation auszuüben (Lupton & Tulloch 2010). Ebenso wird bei Douglas und Wildavsky angemerkt, dass man ohne eingegangenes Risiko nicht die Chance hätte, etwas besser zu machen bzw. zu lernen, wie man etwas besser macht (Douglas & Wildavsky

1983, S. 22). Konsens herrscht in der Literatur jedoch auch darüber, dass nicht ein unendliches Maß an Unsicherheit eingegangen wird – „wird die Unsicherheit als zu groß empfunden, geht man dem Risiko aus dem Weg oder versucht, Angst zu vermeiden“ (von Cube 2000, S. 13).

Das Eingehen eines Risikos darf also nicht mit dem Risiko als eigentliches Ziel verwechselt werden. In vielen Sportarten etwa ist das Risiko ein steter Begleiter, jedoch nie das Hauptziel der Unternehmung. Trotzdem bleibt es natürlich ein realer und auch strukturell entscheidender Aspekt (Csikszentmihalyi 1985, S. 113).

4.5. Sicherungsstrategien

Um Sicherheit herzustellen gibt es verschiedenste individuelle Handlungen, die in Strategien gebündelt werden. Es kommt immer öfter die Frage auf, wie Akteure sozialer Situationen Veränderungen beeinflussen und dadurch diese Strategien zustande kommen (Hoffman & Lubkemann 2005, S. 319). Wie die Wahrnehmung von Risiken selbst ist auch der Umgang mit ihnen stark von sozialen und kulturellen Normen und Werten geprägt. Damit einher geht auch die Einstufung von Rationalität und rationellem Verhalten (vgl. Lupton & Tulloch 2010, S. 114).

Giulianotti beschreibt diese Strategien als „ritualized repetition of specific practices [...] to control uncertainties“ (Giulianotti 2009, S. 542). Dies zeigt, dass diese Strategien oftmals Ritualen ähneln oder zumindest rituelle Dimensionen besitzen.

Verfolgt man diesen Gedanken weiter, kommt man zu dem Schluss, dass auch das Gefühl von Sicherheit, das Menschen in verschiedensten Situation empfinden, nicht rein von der physischen Umgebung und den situationsbedingten Voraussetzungen abhängen kann. Auch die persönliche Auffassung darüber, ob man sich sicher fühlt oder nicht, ist von großer Bedeutung. Zusätzlich beinhalten diese physischen Voraussetzungen (meist) eine Reihe von Wahlmöglichkeiten und auch der Umgang damit ist sozial determiniert (Parson 1980, S. 145).

Durch Erfahrung, Training, Vorsicht, Vorausberechnungen, Sicherung, Verantwortungsgefühl, Selbsteinschätzung etc. erreichen die meisten Ausübenden eine Beherrschung von Körper und Geist, mit der sie die Gefahren und somit auch Unsicherheiten einschätzen und (im besten Fall) auch lenken können (Csikszentmihalyi 1985, S. 114 f).

Boholm gibt in ihrem Artikel ein Beispiel, wie verschiedene Sicherungsstrategien bei ein und demselben Subjekt, in diesem Fall dem Kind, wirken können. Zum einen beschreibt sie die Strategie, die Risiken außerhalb des Kindes zu suchen, das heißt in seiner Umgebung und diese kategorisch „sicher“ zu halten. Dabei wird versucht, das Umfeld so gut es geht zu kontrollieren. Die zweite Herangehensweise hier wäre, das Risiko beim Kind selbst zu suchen und es strikt zu überwachen und zu erziehen, damit es sich „sicher“ verhält.

Dies soll zeigen, dass es verschiedene Strategien gibt, um mit Risiko umzugehen. Bohholm gibt keine Empfehlung, gibt aber sehr wohl zu bedenken, dass das Kind, wenn es nie mit Risiko in Berührung kommt, nicht wissen kann, wie man mit Unsicherheit umgeht, dass also auch der Umgang mit Risiko gelernt werden kann (vgl. Bohholm 2003, S. 163).

Wie schon in der Definition von Risiko klar hervorgeht, zeigt dies auch, dass Sicherungsstrategien immer in dem sozialen Kontext gesehen werden müssen, in dem sie auch verhandelt und erstellt werden.

Der erste und wohl wichtigste Punkt, um Sicherungsstrategien entwickeln zu können, ist die Identifikation von Risiken und die Kommunikation derselben in der betroffenen Gruppe (Boholm 2003, S. 172). Erst dadurch wird klar, was durch die Anwendung der unterschiedlichen Sicherungsstrategien vermieden werden soll.

Die eigenen Fertigkeiten, die Skills wie sie bei Lyng (1990, S. 858 ff) genannt werden, haben viel mit der Sicherheit zu tun, die man versucht herzustellen. Durch diese Fähigkeiten bleibt eine Situation eher unter Kontrolle, ein Sicherheitsgefühl stellt sich ein (ebd., S. 858 ff).

Die Wichtigkeit einer stabilen Sicherungsstrategie zeigt sich auch in Parsons Artikel von 1980. Hier behauptet der Autor, dass äußere Umstände viel unsicherer sind als Innere. Innere Sicherheit gibt uns das Gefühl von Kontrolle über die Außenwelt. Wenn nötig, wird dieses Sicherheitsgefühl auch durch verschiedene Einschränkungen durchgesetzt. So soll eine Balance zwischen Freiheit und Unsicherheit hergestellt werden, in der wir uns sicher fühlen (vgl. Parsons 1980, S. 159).

Davidson geht davon aus, dass im Falle eines Unfalles die Konsequenzen von Risikoentscheidungen auf Fehlentscheidungen zurückgeführt werden. Würden wir anerkennen, dass während der spezifischen Situation (etwa bei Abfahrten im freien

Gelände oder Aufstiege beim Tourengehen) auch Glück und Pech eine sehr große Rolle spielen, würden wir die Kalkulierbarkeit und Kontrollierbarkeit der Tätigkeit infrage stellen (Davidson 2012, S. 305). Somit könnte man auch den eigenen Entscheidungen nicht mehr vertrauen. Das Vertrauen in die eigenen Entscheidungen ist jedoch ein wichtiger Bestandteil zur Herstellung von Sicherheit.

Es darf zudem nicht übersehen werden, dass der Entscheidungsträger auch schon vor der gefällten Entscheidung eine bestimmte Einstellung zu der Umgebung und Situation hat und diese Einstellung immer auch in die Entscheidung miteinfließt. Oftmals findet eine (un-) bewusste Beeinflussung der Entscheidung statt (Lerner 1980, S. 44).

David Le Breton fasst in seinem Artikel aus dem Jahr 2000 mehrere Studien zusammen, aus denen klar hervorgeht, dass Unsicherheit und damit verbunden auch Angst, nur vor einer Entscheidung empfunden wird. Sie ist jedoch nicht mehr anwesend, wenn die Entscheidung getroffen ist und es praktisch „kein Zurück mehr gibt“ (Le Breton 2000). Er nennt hier unter anderem auch Lyngs Studie über SkydiverInnen, deren Angst verschwunden ist, sobald sie gesprungen sind (Lyng 1990). Dies zeigt die Wirkmacht, die von diesen Strategien, mit deren Hilfe ja die Entscheidung getroffen wird, ausgeht. Le Breton fasst dies nochmals in folgendem Zitat zusammen: „The association between taking risks and experiencing stress that has value and is a means of personal fulfilment, requires that the individual has the freedom to choose whether to submit to it or to refuse it“ (Le Breton 2000, S. 5).

Sicherungsstrategien können als Prävention interpretiert werden. Unter Prävention wird ganz allgemein die Vorbereitung auf die unsichere Zukunft und damit einhergehenden möglichen Schadensfälle verstanden. Das heißt, man versucht, sowohl die Eintrittswahrscheinlichkeit, als auch die Höhe des Schadens so gering wie möglich zu halten (Luhmann 1991, S. 38).

Luhmann geht davon aus, dass die Risikoprävention die Bereitschaft, ein Risiko tatsächlich auch einzugehen, stark beeinflusst. Es kommt vor, dass man versucht, durch Informationsbeschaffung die eigenen Annahmen zu bestätigen. Hier kommt die Risikoverteilungsstrategie zum Zuge:

„Das Erstrisiko der Entscheidung, um die es zunächst geht, wird durch ein zweites Risiko aufgefangen, ergänzt abgeschwächt aber, da das zweite Risiko eben auch ein

Risiko ist, unter Umständen auch erhöht. Das Zusatz- oder Entlastungsrisiko kann darin bestehen, daß die Vorbeugung ganz unnötig sein kann. [...] Das Risikovertreibungsrisiko bleibt immer noch ein Risiko. Da Erstrisiken ebenso wie Präventionsrisiken Risiken sind, kommen in beiden Fällen die Probleme der Risikoeinschätzung und –akzeptanz zum Zuge. [...] Es kann gut sein, daß man das Präventionsrisiko anders sieht und bereitwilliger akzeptiert, weil es zur Absicherung gegen ein Primärrisiko dient. Man sucht, und findet, ein Alibirisiko.“ (Luhmann 1991, S. 39)

Vereinfacht ausgedrückt bedeutet das nichts anderes als eine gewisse Täuschung, die sich dadurch ergibt. Man denkt, ein bestimmtes Risiko ist unter Kontrolle. Dabei bedenkt man jedoch nicht, dass ein anderes Risiko, das man nicht im Griff hat, gleich wahrscheinlich oder noch wahrscheinlicher eintreten kann.

Zur Risikoprävention soll hier auch noch das Wissen um bestimmte Risiken gezählt werden. Wie weiter oben schon erwähnt, muss man von einer unsicheren Zukunft ausgehen – also einer Zukunft, die durch Risiken bestimmt ist. Daher ist es auch nicht möglich, sich durch mehr Wissen oder auch mehr Forschung zu einem bestimmten Risiko eine sichere Zukunft zu schaffen. „Praktische Erfahrung lehrt eher das Gegenteil: Je mehr man weiß, desto mehr weiß man, was man nicht weiß, und desto eher bildet sich ein Risikobewusstsein aus“ (Luhmann 1991, S. 37). Dies sollte jedoch nicht heißen, dass die Risikoeinschätzung sich nicht verbessert und man dadurch Risiken „sicherer“ angehen kann.

Luhmann nennt hierzu mehrere empirische Forschungen. In denen stellte sich heraus, dass man dazu neigt, ein Risiko einzugehen, wenn man davon ausgeht, die Auswirkungen seiner Entscheidungen kontrollieren zu können. Kontrolle kann hier mehrere Dinge bedeuten, wie etwa die

„prekäre Situation in der Hand zu behalten, eine Tendenz zur Schadensverursachung noch kontrollieren zu können oder durch Hilfen, Versicherungen und dergleichen gedeckt zu sein für den Fall, daß ein Schaden eintritt. [...] Wer sich abgesichert weiß, kann bei gleicher Risikobereitschaft umso mehr riskieren.“ (Luhmann 1991, S. 122 f)

Häufig wird die eigene Fähigkeit mit einem Risiko umzugehen überschätzt, während die Kompetenzen anderer unterschätzt werden.

4.5.1. Kontrollillusion

Schon mehrere Male kamen in der einleitenden Diskussion Begrifflichkeiten rund um „Kontrollillusion“ zur Sprache. Es scheint, als ob ein subjektiv empfundenes Sicherheitsgefühl während der Ausübung von Risikosportarten mit einer Illusion von Kontrolle einhergehen würde.

Folgt man Le Breton, der davon ausgeht, dass Gefühle (also auch ob man sich sicher oder unsicher fühlt) in einer „personal generation of meaning“ (Le Breton 2000, S. 10) verwurzelt sind und entstehen, scheint es vor allem ausschlaggebend zu sein, wie man Bedeutungen und in diesem speziellen Fall Sicherheit für sich selbst herstellt.

Rituale werden in der anthropologischen Literatur oft als sicherheitserzeugend beschrieben (etwa Cohn 1990, Schippers & van Lange 2005, Womack 1992). Sie erzeugen eine „illusion of control“ (Langer 1975, S. 340), in der die Menschen sich selbst als Auslöser für gewisse Ereignisse sehen. Dadurch glauben die Ausführenden, Situationen kontrollieren zu können, auch wenn sie das eigentlich nicht tun. Dies geschieht umso mehr, je wichtiger der Ausgang und die Konsequenzen dieser Situation sind – „people carry out rituals in an uncertain situation, in which the outcome is not only uncertain, but also important to them“ (Schippers & van Lange 2005, S. 5). Wenn, wie etwa in ihrem Fall, Basketballspieler, überzeugt sind, den Gegner schlagen zu können, ist die Anspannung sehr gering und auch vorbereitende Routinen²¹ werden kaum durchgeführt. Viel höher ist die Anspannung jedoch, wenn von vorne herein klar ist, dass der Gegner stärker oder ebenbürtig ist. Somit spielt der Zufall eine große Rolle bei der Entscheidung des Spiels. In diesen Situationen werden dann auch Rituale mit größerem Bedacht durchgeführt und haben eine größere Bedeutung für die Ausführenden – das „ritual commitment“ (Schippers & van Lange 2005, S. 8) ist höher. Auch Langer und Roth behandeln diese Kontrollillusion. Sie gehen wie Schippers und van Lange davon aus, dass der Zufall dabei eine wichtige Komponente ist. Im Gegensatz zu Schippers und van Lange gehen Langer und Roth jedoch davon aus, dass eine Kontrollillusion entsteht, je eher die Ausführenden davon ausgehen, durch eigene Fähigkeiten tatsächlich etwas ändern zu können. Das Zufallsszenario muss

²¹ Damit sind Handlungen gemeint, die direkt vor der Ausübung des Sportes ausgeführt werden bzw. die im direkten Zusammenhang damit stehen. Diese so genannten Pre-Performance-Routines (PPR) werden in Kapitel 4.5.5. noch genauer behandelt.

also einem Szenario, das durch Fähigkeiten verändert werden kann, gleichen (Langer & Roth 1975, S. 951). Diese Kreuzung zweier Situationen betont Langer in ihrem Artikel, indem sie schreibt: „[...] the more similar a chance situation is to a skill situation, the more likely it is that people approach the chance situation with a skill situation“ (Langer 1975, S. 323). Sie räumt jedoch auch ein, dass es mitunter sehr schwierig sein kann, zwischen einem reinen Zufallsszenario und einem reinen Fähigkeitsszenario zu unterscheiden. In beiden Situationen sind meist Elemente des jeweiligen Gegenstücks zu finden (Langer 1975, S. 324).

Als Fähigkeiten zählen für sie Wettbewerb, Wahlmöglichkeit, passives Engagement²², aktives Engagement sowie die Verarbeitung vertrauter und situationsbezogener Stimuli. All diese Fähigkeiten kann man auch bei Zufallsszenarien verwenden, allerdings haben sie keinen direkten Einfluss auf den Ausgang des Ereignisses (Langer & Roth 1975, S. 951). Werden diese Elemente jedoch eingeführt in eine solche Zufalls-Situation oder in eine Situation, in der tatsächlich ein Kontrollelement vorhanden ist, lösen eben diese Handlungen (Materialauswahl, überlegte Zielsetzung, Strategiewahl etc.) ein Gefühl von Kontrolle und somit auch teilweise übersteigerte Erfolgserwartungen aus (Langer 1975, S. 313).

Langer stellt in ihrem Artikel „*The Illusion of Control*“ fest, „[w]hile people may pay lip service to the concept of chance, they behave as though chance events are subject to control“ (Langer 1975, S. 311) und stellt sich gleich anschließend die Frage, wie es zu einer solchen Verwechslung kommen kann.

Langer und Roth führen den Grund für dieses menschliche Verhalten an – sie behaupten, dass Menschen sich gerne als kausalen Auslöser für ihre Erfolge sehen. Deshalb suchen sie in ihrer unmittelbaren Umgebung nach Hinweisen für diese Annahme und begegnen bestimmten Situationen mit speziell dafür angepassten Strategien (Langer & Roth 1975, S. 952).

Die Motivation, einen Zusammenhang zwischen der angewandten Strategie und dem positiven Ausgang zu sehen, ist groß. Dann deutet nichts darauf hin, dass die Strategie falsch war. Das wiederum bedeutet Kontrolle über eine Situation (Langer & Roth 1975, S. 955).

²² Mit dem passiven Engagement ist das Nachdenken über ein Ereignis gemeint. Ziel dabei ist eine passende, erfolgreiche Strategie zu finden, um mit dem Ereignis umzugehen.

Die Folgen einer Kontrollillusion werden von Langer klar identifiziert. Am bedeutendsten ist, dass die Involvierten ein Gefühl von Sicherheit bekommen und somit auch Neues ausprobieren können. Dieses Neue kann auch mit Risiken verbunden sein, die diese Personen dann bereitwilliger aufsuchen.

Wichtig hierbei ist Langers Einwand. Er schreibt, dass, nur weil jemand davon ausgeht, ein hohes Maß an Kontrolle zu besitzen, dies nicht gleichbedeutend damit ist, die besten und erfolgreichsten Lösungen gefunden zu haben. Es bedeutet jedoch sehr wohl, dass diese Person davon ausgeht, die beste und erfolgreichste Lösung gefunden zu haben. Diese Strategie wird dann über das laufende Feedback angepasst (Lerner 1980, S. 46). Solch kritische Entscheidungen können auch zufällig getroffen werden und trotzdem richtig sein (Connolly 1980, S. 70).

Zudem gibt Luhmann an, dass man niemals alle Gründe, aus denen eine Unternehmung schief gehen kann, in die Entscheidungsfindung miteinbeziehen kann. Das bedeutet auch, dass etwas negative Auswirkungen haben kann, auch wenn alle Entscheidungen richtig gefällt und auch sonst richtig gehandelt wurde (vgl. Luhmann 1991, S. 21). Hier greift wieder das vorhin beschriebene Konzept des Entkoppelungsphänomens von Bonß (Bonß 1995).

Dieser Einspruch zeigt auch auf, dass solch komplexe, unsichere Umgebungen, in denen Entscheidungen getroffen werden müssen, einen großen Spielraum für die Manipulation der „Erfolgsbilanz“ solcher Entscheidungen von Individuen haben (Connolly 1980, S. 73).

Wichtig ist hier Langers Einschränkung der „Illusion of Control“, denn Vertrautheit beeinflusst diese maßgeblich. Auch in einer Situation, in der Fähigkeiten das Ergebnis signifikant beeinflussen können, verspürt man nicht viel Kontrolle, wenn das zu kontrollierende Objekt nicht bekannt ist. Der gleiche Sachverhalt herrscht auch in Situationen vor, die rein vom Zufall gelenkt werden (Langer 1975, S. 317).

Es kann jedoch auch vorkommen, dass die Illusion zu einer Realität wird, nämlich dann, wenn sich Personen der Illusion bewusst werden und somit tatsächlich mehr Kontrolle erhalten (Langer 1975, S. 326 f). Das Insight-Model stellt diesen Sachverhalt näher dar.

4.5.2. The Insight-Model (Mastery Theory)

Das Insight-Model wurde 1997 von Alf Walle erstellt und soll Aufschluss über die Motivation geben, Risikosportarten und ähnliches auszuüben. Erkenntnis wird in dieser Theorie als das Hauptziel von Outdoor-Aktivitäten gesehen. Damit löst sie Risiko ab, das nur noch als unvermeidbarer Nebeneffekt auftritt (Walle 1997, S. 269). Vielmehr ist die Ausweitung der eigenen Komfortzone nun im Mittelpunkt risikosportlicher Aktivitäten. Selbstverwirklichung und –bestätigung zeigen sich in der Erweiterung der eigenen Fähigkeiten durch die risikoreiche Aktivität. Das Insight-Model bietet seines Erachtens eine elegantere und treffendere Erklärung dafür, warum immer mehr Menschen Risiken eingehen (Walle 1997, S. 269). Weil eben, wie aus der Insight-Theory hervorgeht, Risiken vermieden werden sollen, sind Sicherungsstrategien so wichtig.

Montagna geht davon aus, dass sämtliche Variablen zur Beurteilung einer Situation herangezogen werden müssen. Um diese Variablen heranziehen zu können, ist das Wissen darum die erste Voraussetzung. Die Gewichtung, die man diesen Variablen dann gibt, ist vom Wissen um mögliche Alternativen abhängig. Außerdem ist es logisch, dass diese Möglichkeiten, wie eine Situation ausgehen könnte, die Anzahl möglicher Konsequenzen einer Handlung oder Situation limitiert. Diese endlichen Szenarien werden ganz unterschiedlich aufgenommen. Das Risiko ist von Person zu Person verschieden hoch, denn unterschiedliche Menschen haben unterschiedliche Ansprüche, um sich sicher zu fühlen (Montagna 1980, S. 12). Die Einstellung zu Risiko und Unsicherheit hängt auch mit Können und Erfahrung zusammen.

Durch verschiedene Vorgänge wird eine kontrollierte (artifizielle) Umgebung geschaffen, die sämtliche Variablen (=Zufall) zu ersetzen versucht, da die Situation sonst nicht kontrollierbar wäre (Smith 2008).

Diese Kontrollillusion führt Lyng auch auf die Erweiterung der eigenen Fähigkeiten zurück. Diese Fähigkeiten beinhalten auch, dass man sich in Situationen, die Angst auslösen, nicht lähmen lässt, sondern sich auch hier auf das Wesentliche, also darauf, richtige Entscheidungen zu treffen, fokussieren kann (vgl. Lyng 1990, S. 859).

Im Folgenden sollen nun konkrete Strategien untersucht werden, die eine solche Kontrollillusion und in weiterer Folge auch tatsächliche Kontrolle herstellen.

4.5.3. Edgework

Wie sich aus dem bisher beschriebenen Forschungsstand ableiten lässt, haben Sicherungsstrategien und die Herstellung einer Kontrollillusion, die im besten Falle in tatsächliche Kontrolle umschlägt, viel mit der Verbesserung und dem Ausbau der eigenen spezifischen Handlungskompetenzen zu tun. Diese sollen an Risikosituationen angepasst und ausgebaut werden. Viele wichtige Aspekte zur Ausweitung der eigenen Kompetenzen finden sich in Lyngs Edgework-Konzept, das hier vorgestellt wird.

Der Begriff „Edgework“ stammt ursprünglich von dem Journalisten Hunter S. Thompson, der damit eine Reihe extremer Grenzerfahrungen bezeichnete, die er selbst erlebte. Die berühmteste war mit Sicherheit sein Experimentieren mit verschiedenen Drogen. Der Begriff wurde dann besonders von dem US-amerikanischen Soziologen Stephen Lyng verwendet, um ein bewusstes Balancieren zwischen Sicherheit und Gefahr in Situationen, die von den meisten Menschen gemieden werden, zu beschreiben (Lyng 1990).

Wie schon weiter oben erwähnt, wird in heutigen westlichen Gesellschaften immer mehr für die Sicherheit der Menschen unternommen. Man versucht, so gut es geht, Gefahren abzusichern und Risiken in sämtlichen Bereichen zu minimieren. Trotz oder gerade wegen dieser scheinbaren Sicherheit suchen immer mehr Menschen freiwillig und meist in ihrer Freizeit Situationen auf, die viele andere als gefährlich und risikoreich einschätzen würden. In vielen dieser Situationen geht es auch um Leben und Tod (Skydiving, erhöhter Alkohol- oder Drogenkonsum etc.). Situationen, in denen Edgework erfahren wird, müssen sich (für das ausführende Individuum) an der Grenze des Machbaren befinden. Lyng beschreibt in seinem Konzept von Edgework die Tatsache, dass es einen geregelten, beschränkten Rahmen geben muss, in dem man sich dann auf verschiedene kreative Arten und Weisen ausleben kann. In diesem Rahmen ist es auch möglich, kurz über die eigenen Grenzen hinaus zu gehen. Dadurch kann genau festgestellt werden, wo aktuell die Grenze verläuft (vgl. Lyng 1990, S. 866 ff). Diese kreativen Möglichkeiten abseits der sicheren Wege erweitern die Fähigkeiten derjenigen, die sich bewusst, absichtlich und konzentriert dorthin begeben (ebd., S. 867). So wird durch das Meistern der Situation ein positives Selbstbild vermittelt. Durch das bewusste Spiel mit selbstgewählten Grenzen bleibt ein

Überraschungseffekt aus. Die Kontrolle kann durch eine leichte Variation der Rahmenbedingungen schnell wieder erlangt werden.

Die aktive Suche nach diesem Nervenkitzel wurde schon besonders aus psychologischer Sicht behandelt, allerdings fehlt eine Untersuchung aus anthropologischer Sicht beinahe gänzlich. Der Autor betont aber ganz eindeutig, dass eine Trennung zwischen den psychologischen und den sozialen Aspekten der Edgework vorgenommen werden muss (Lyng 1990, S. 854).

Während des Prozesses der Edgework, wobei man sich also des Risikos voll bewusst ist, ist für die Ausübenden das Gefühl von Angst und Unsicherheit vorhanden und wird auch häufig sehr bewusst reflektiert. Erst wenn das Vorhaben gelingt und sich positive Rückmeldungen einstellen, können Hochgefühl und Ekstase die Angst verdrängen. Manchmal geschieht das auch erst, wenn die Aktion geschafft ist und man sich wieder in sicherem Gelände aufhält – dies soll, nach Lyngs Auslegung, auch mit dem Stereotyp des angstfreien Risikosportlers oder der angstfreien Risikosportlerin aufräumen (vgl. Lyng 1990, S. 860).

Ziel von Edgework ist der Ausbau der eigenen Grenzen, um somit immer neue Risikosituationen aufsuchen und diese meistern zu können. Das Hinauswachsen über die eigenen Fähigkeiten wird dabei von vielen der Ausübenden als motivationaler Hauptaspekt beschrieben (Lyng 1990). Hier zeigen sich deutliche Überschneidungen zu Walles Insight-Modell.

Ein besonders wichtiger Punkt, wie diese Illusion von Kontrolle und Sicherheit hergestellt wird, ist die Vorbereitung, ein weiterer für Edgework typischer Aspekt. Dies wird am folgenden Beispiel von Lyng beschrieben:

„[...] planning is a particularly important part of skydiving. Sky divers spend more time in preparing for a jump than they do making it. In addition to packing their canopies and checking their equipment, they work out the exact sequence of formations in advance and rehearse the jump on the ground before entering the airplane (in a procedure called ‘dirt diving’). The methodical and almost ritualistic character of these preparatory activities suggest that they are not merely ancillary to the ‘essential’ experience of free-fall; rather, they are integral parts of the total experience.“ (Lyng 1990, S. 874)

4.5.4. Flow

Ein weiterer, immer wieder genannter, motivationaler Aspekt ist das Erleben von Flow. Mihaly Csikszentmihalyi prägte den Flow-Begriff in den 1970ern. Für ihn ist Flow die Verschmelzung von Handlung und Bewusstsein, die im besten Fall zur Selbstvergessenheit wird. Eine Außenperspektive ist für eine bewusste Intervention überflüssig, man geht sozusagen völlig im Hier und Jetzt auf. Diese Verschmelzung gelingt meist nur über eine kurze Zeitspanne und wird immer wieder unterbrochen. Das Erleben von Flow kann nur gelingen, wenn die Aufgabe tatsächlich noch im Bereich der Leistungsfähigkeit liegt und somit bewältigt werden kann (Csikszentmihalyi 1985, S. 116 ff). Es scheint dabei theoretisch möglich, alle Anforderungen zu erfüllen, die die Handlung selbst an einen stellt. Auch Gefahren scheinen theoretisch in ihrer Gesamtheit vorhersehbar zu sein, womit die Bewältigung prinzipiell möglich ist (Csikszentmihalyi 1985). Da auch keine Unterforderung auftreten darf, gibt es hier eine enge Verbindung zum vorhin beschriebenen Konzept von Lyng. Diese scheinbare Kontrolle erzeugt einerseits Sicherheit sowie ein positives Selbstkonzept, welches zu einer positiven Stimmung führt (Turner 1977, S. 50).

Während der Flow-Erfahrung ergibt sich eine Zentrierung der Aufmerksamkeit auf ein begrenztes Stimulusfeld. Störstimuli müssen ausgegrenzt werden. Das bedeutet, dass es nur um bestimmte Handlungen geht, „der Rest des menschlichen Repertoires ist irrelevant und störend“ (Csikszentmihalyi 1985, S. 110) und wird aus dem vereinfachten, überblickbaren Stimulusfeld ausgefiltert. Durch eine mögliche anwesende Gefahr wird man quasi gezwungen, sich nur auf die vorliegende Situation zu konzentrieren (Csikszentmihalyi 1985, S. 110 ff). Durch bestimmte formelle Regeln und eine bestimmte Motivation (z.B. Gefahren aus dem Weg zu gehen) wird diese Intensivierung der Aufmerksamkeit erleichtert. Wichtig ist dabei, dass die Individuen diese Regelungen akzeptieren (Turner 1977, S. 49).

Goethals gibt eine Zusammenfassung, was den Flow-Zustand zu etwas so besonderem macht:

„Künstlerisches Schaffen, ähnlich der Anstrengung im Sport, kann derart intensiv und anspruchsvoll sein, dass nur noch ein Fließen wahrgenommen wird und das Ich-zentrierte Selbstbewusstsein verschwindet. Wer sich vollständig der Unmittelbarkeit des Handelns hingibt, übersteigt die Grenzen normaler Erfahrung und lässt alles andere hinter sich.“ (Goethals 2008, S. 308)

Aktivitäten, die Flow-Zustände auslösen können, müssen laut Csikszentmihalyi autotelisch sein, das heißt keine andere Bedeutung besitzen als die Ausführung der Handlung selbst (Csikszentmihalyi 1985, S. 61 ff). Die Prämisse, welche aus einer Tätigkeit ein „freudiges Tun“ (Csikszentmihalyi 1985, S. 47) macht, ist die Selbstgewähltheit, also die Freiheit, mit der ein Akteur an eine Unternehmung herangeht. Er oder sie muss selbst UrheberIn der Handlung sein, sie darf nicht von außen auferlegt werden. Auch die Steuerung der Handlung muss vom Akteur selbst ausgehen.

Merkmale autotelischer Erlebnisse sind:

- nicht langweilig
- rufen keine Angst hervor
- völliges Aufgehen in Aktivität
- bieten laufend Herausforderungen
- jeweils nötigen Fähigkeiten werden voll ausgeschöpft
- klare Rückmeldung (Csikszentmihalyi 1985, S. 58)
- hoher Level an Energiebedarf (Abuhamdeh & Csikszentmihalyi 2012, S. 318)

Während des Flow-Erlebnisses gibt es eine zusammenhängende, eindeutige Handlungsaufforderung durch klare, eindeutige Rückmeldungen. Mit Hilfe dieses laufenden Feedbacks kann das Kontrollgefühl in der Situation laufend angepasst werden. All das findet jedoch in einer künstlichen, eingeschränkten Realität statt (durch die weiter oben schon erwähnte Reduktion der Stimuli). Dadurch werden die Handlungsabläufe automatisch und unproblematisch. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn man die volle Kontrolle über die ausgeführten Handlungen und auch über die umgebende Umwelt besitzt. In diesem Fall ist die Rückmeldung aufgrund fehlender Angst und Sorge positiv (Csikszentmihalyi 1985, S. 115).

Ein zusätzliches Element (wie es die Gefahr sein kann) macht den Flow anfällig für ein Eindringen der „äußeren Realität“, da sich der oder die Ausführende somit seine oder ihre Aufmerksamkeit teilen muss.

Flow wird während des Erlebens nicht bewusst wahrgenommen – erst wenn der Flow wieder vorbei ist, kommt das Bewusstsein über das gerade Erlebte (Csikszentmihalyi 1985, S. 122).

Sowohl um den Flow-Zustand zu erreichen, als auch um Communitas²³-ähnliche Gruppendynamiken zu erleben, gehört eine gewisse Portion Gefahr und Unsicherheit dazu (Turner 2005, S. 148). Flow braucht Ungewissheit, denn „Ungewißheit bedeutet, dass ein Fließen möglich ist, während absolute Gewißheit statisch, tot, nicht fließend ist“ (Csikszentmihalyi 1985, S. 110).

Diese Tatsache konnten auch Abuhamdeh und Csikszentmihalyi in einer 2012 veröffentlichten Studie erneut bestätigen. Sie schreiben, dass wenn jemand eine solche autotelische Tätigkeit ausführt, „part of the enjoyment comes from the suspense of not knowing what the ultimate outcome will be. Outcome uncertainty adds significance and drama to one’s immediate actions, and promotes further involvement in the activity“ (Abuhamdeh & Csikszentmihalyi 2012, S. 322). Sie gehen weiter davon aus, dass die Herausforderung einer der wichtigsten Bestandteile von intrinsisch motivierten, zielorientierten Handlungen ist (Abuhamdeh & Csikszentmihalyi 2012, S. 326). Dadurch lässt sich eine immer weitere Vergrößerung der persönlichen Grenzen im Sinne von Edgework sehr gut erklären.

Um den Flow-Zustand erreichen zu können, müssen sich die TeilnehmerInnen eben auch Aufgaben stellen, die nicht zu leicht zu überwinden sind, jedoch auch nicht zu schwierig – „dass sie alle die Grenzen ihrer Fähigkeiten erkunden und diese zu erweitern suchen“ (Csikszentmihalyi 1985, S. 52 f). Die bestmögliche Herausforderung ergibt sich aus einem Gleichgewicht zwischen den Handlungsmöglichkeiten und den Fähigkeiten der Akteurin oder des Akteurs. Diese optimale Herausforderung ist jedoch rein in der subjektiven Wahrnehmung so und hat wenig mit den objektiv vorherrschenden Umweltbedingungen und der konkreten Struktur der Tätigkeit zu tun (Csikszentmihalyi 1985, S. 74 ff).

Csikszentmihalyi hält fest, dass Flow auch nur ein Teilmodell ist und immer noch andere Komponenten und Phänomene, wie etwa die Umgebung oder intrinsische Motivation unbedingt zu beachten sind (Csikszentmihalyi 1985, S. 31). Durch die verschiedenen gemeinsamen Eckpunkte ist eine Verbindung mit Lyngs Edgework in diesem Fall sehr passend.

²³ Communitas ist nach Victor Turner eine egalitäre Kameradschaft, in der Reglementierungen des strukturierten Lebens keine Bedeutung haben. Genauer wird dieser Begriff noch in Kapitel 4.6.1 behandelt.

4.5.5. Pre-Performance Routines

Neben Flow und Edgework, die Kontrolle und Sicherheit während der Ausübung von Risikosport herstellen, gibt es auch Strategien, die vor der eigentlichen Ausübung angewandt werden. Das ermöglicht ein kontrolliertes Eintauchen in die Risikosituation. Solche Strategien fallen unter die Pre-Performance-Routines.

Pre-Performance Routines (PPR) gibt es in vielen verschiedenen Sportarten. Am häufigsten sind sie jedoch in Sportarten zu finden, in denen der Erfolg von den motorischen Fähigkeiten des oder der Ausführenden abhängt. Dies ist besonders bei konkurrenzbetonten Leistungssport, aber eben auch bei Risikosport der Fall. PPR können zur Entspannung, Visualisierung, geistiger (Um-)Strukturierung und zur Entscheidungsfindung dienen (Cohn 1990, S. 301).

PPR können helfen, Bewegungen oder Abläufe in Erinnerung zu rufen, die notwendig sind, um das gewünschte Ergebnis zu erhalten. Sie können aber auch einen günstigen Ausgangszustand (wieder-)herstellen (Arme ausschütteln, Bindung nachziehen etc.). Sie sind abhängig von der Könnensstufe des oder der Ausführenden und verändern sich dementsprechend auch mit der Zeit (Cohn 1990, S. 307 f).

Durch PPR können auch mögliche Konsequenzen der eigenen Handlung bekannt gemacht und somit Sicherheit hergestellt werden. Auch das kann ein Grund für die Verwendung von PPR sein.

Diese PPR zur Herstellung von Kontrollillusion können auch rituelle Handlungen beinhalten. Rituale unterscheiden sich von normaler Routine durch die Bedeutung und Wichtigkeit, die ihnen zugeschrieben wird. Auch notwendige Vorbereitung wird von vielen SportlerInnen als rituelle Handlung mit spezieller Bedeutung durchgeführt. Es ist daher mitunter schwierig, zwischen rein subjektiv sinnvollen Ritualen und nötiger Vorbereitung zu unterscheiden. Diese Tatsache wird besonders von Schippers und van Lange in ihrer Studie über Basketballspieler in den Niederlanden deutlich. Sie schreiben hier: „It is often difficult to draw the line between superstition and useful preparation“ (Schippers & van Lange 2005, S. 3). Diese Unterscheidung wird nochmals schwieriger, wenn man bedenkt, dass für die Ausführenden „ihre“ Rituale rationale und sinnvolle Zwecke erfüllen.

Auch ich vertrete die Annahme, dass eine scharfe Unterscheidung in diesem Fall nicht möglich ist. Durch die rituellen Aspekte, die der notwendigen Vorbereitung verliehen

werden, erlangen diese Handlungen zusätzliches Gewicht und die eigene Entscheidung wird zusätzlich bestätigt.

Ich möchte nun versuchen, herauszufinden, ob auch beim Freeriden solche Strategien zur Sicherheitsherstellung angewendet werden. Zudem soll untersucht werden, warum sie Sicherheit herstellen. Dafür werden verschiedene Aspekte des Rituals herangezogen.

4.6. Ritual

Douglas und Wildavsky schreiben in ihrem Buch „*Risk and Culture*“, dass verschiedene Rituale zur Sicherung der Kontrolle und Unterstützung der eigenen Ideen herangezogen werden (vgl. Douglas & Wildavsky 1983, S. 175). Besonders im Leistungssport zeigen sich diese Rituale. Man denke hierbei an die Übertragungen von Fußballspielen, wo sich die Spieler, bevor sie aufs Feld gehen, bekreuzigen oder verschiedenste Übungen beim alpinen Skirennlauf (abgesehen von Aufwärmübungen). Womack fasst in zwei Sätzen zusammen, warum Rituale gerade im Sport eine wichtige Rolle übernehmen:

„The athlete is faced with the necessity of maintaining ‚stability‘ for maximum performance on the one hand, and he [sic!] must deal with conditions of prolonged uncertainty and stress on the other. Ritual can be a behavioral means for the resolution of this conflict.“ (Womack 1992, S. 194)

Sport und Ritual waren schon in früheren Gesellschaften eng zusammenliegende Aspekte des kulturellen Lebens, wie etwa Allen Guttman veranschaulicht (Guttman 1992, S. 143 ff). Der Sinn dieser frühen Vereinigung von Sport und Ritual war in den meisten Fällen eine Huldigung und ein Zufriedenstellen der Götter, wie am Beispiel der Olympischen Spiele oder der frühen Formen des Fußballs bei den Azteken gezeigt wird. Dieser explizite religiöse Charakter, der Rituale und Sport lange Zeit kennzeichnete, ist heute nicht mehr wahrnehmbar. Dennoch scheint es, als hätte Sport nach wie vor zumindest rituelle Aspekte. Besonders im Leistungssport treten diese Rituale auch immer wieder deutlich hervor und präsentieren sich so der Öffentlichkeit. Aus diesem Grund wurden sie auch schon in diversen Studien behandelt (etwa

Menapace 2012 oder Womack 1992²⁴). Wie sich diese zeigen (können), soll im nächsten Abschnitt genauer erläutert werden, nachdem eine Einführung in das Ritual gegeben wird.

Nicht-industrialisierte, vormoderne Gesellschaften organisierten sich meist um Rituale. Dies ist heute in vielen westlichen Gesellschaften nicht mehr so und wohl eines der entscheidenden Merkmale, die komplexe, größere und moderne soziale Organisationen von ihren Vorgängern unterscheidet. Rituale spiegeln soziale Strukturen wider und zeigen die kulturellen und historischen Rahmenbedingungen auf, in denen die betreffende Gesellschaft situiert ist (Alexander 2004, S. 527 f).

Auch wenn Rituale nicht mehr im Zentrum aller gesellschaftlichen Aktivitäten stehen, so bilden doch rituelle Handlungsweisen einen wichtigen Teil des Zusammenlebens (Alexander 2004, S. 527 f). Ziel dieser rituellen Handlungen, damals wie heute, ist es, Teile der Gesellschaft zusammenzuführen und einen sinnhaften Rahmen für menschliche Unternehmen bereitzustellen. Rituelle Handlungen können auch außerhalb eines Rituals stattfinden (Liénard & Boyer 2006, S. 815).

Dass sich diese Strukturen von Ritualen in modernen, post-tribalen Gesellschaften einem starken Wandel unterzogen haben, behandelt Turner schon 1977 in seinem Artikel „*Variations on a Theme of Liminality*“ (Turner 1977, S. 39 ff).

4.6.1. Das Ritual nach Victor Turner

Turner hat das Konzept der *Rites de Passage* von Arnold van Gennep (1909) weiter entwickelt und den Begriff Ritual in der Anthropologie maßgeblich geprägt. Aus diesem Grund soll genauer darauf eingegangen werden. Van Genneps Modell weist drei Phasen auf: Die Trennung, die Schwellenphase und die Angliederung. Diese Gliederung wird von Turner übernommen. Während der Trennung löst sich das rituelle Subjekt, der oder die Ausübende eines Rituals, von einem früheren, fixierten Punkt in der Sozialstruktur. Dies geschieht durch symbolisches und rituelles Verhalten. Darunter versteht man Verhalten, dem besondere Bedeutung beigemessen wird. Während der Schwellenphase, auch liminale Phase genannt, ist der Akteur von Ambiguität gekennzeichnet, er ist ohne Status und soziale Zugehörigkeit. Es gibt

²⁴ Womack bietet auch einen sehr guten, jedoch knappen Überblick über die anthropologischen Positionen zum Ritual (Womack 1992).

jedoch kaum Hinweise auf die vorhergehende oder nachfolgende Phase (Turner 2005, S. 94).

4.6.2. Liminalität

Rituale führen meist in einen offenen, unbestimmten und nicht-codierten Bereich. In diesem können neue Erfahrungen und Sinngebungen entstehen. Diesen Bereich nennt man Liminalität (Turner 2005).

In dieser Phase der Liminalität, in der, wie weiter oben schon erwähnt wurde, soziale Strukturen beinahe vollständig fehlen, ist ein Gefühl der Freiheit erreichbar, das im Alltagsleben nicht denkbar ist. Das ist aufgrund zweier Bedingungen möglich:

- 1) die betreffende Gesellschaft reguliert (Alltags-)Aktivitäten meist nicht mehr durch gemeinsame, allumfassende Rituale, sondern man hat die freie Wahl, an welchen Aktivitäten und Ritualen man teilnehmen möchte und
- 2) Arbeit (bzw. andere Verpflichtungen) ist von den anderen Lebensbereichen klar getrennt. Durch die Aufhebung von Alltagsstrukturen wird Freizeit (leisure) als Freiheit von institutionellen Verpflichtungen und aufgezwungenen Rhythmen, wie sie in einem technischen und bürokratischen Arbeitsumfeld vorkommen, empfunden. Gleichzeitig wird die Freiheit als Chance, sich zu erholen und einen natürlichen Rhythmus zu genießen, wahrgenommen. Die TeilnehmerInnen verschiedener Freizeitaktivitäten betreten dadurch neue Welten (Turner 1977, S. 42).

Diese Freiheit bedeutet nicht, dass liminale Phasen frei von Regeln und dergleichen sind. Die hier geltenden Regeln werden jedoch freiwillig eingegangen und sind Teil der persönlichen Weiterentwicklung (ebd., S. 42). Diese partielle Abwesenheit von Regeln und Pflichten kann auch beängstigend sein, Boland schreibt von einer „frightening, bewildering limitlessness“ (Boland 2013, S. 230).

Turner selbst entwickelte seinen Liminalitätsbegriff weiter zu Liminoidität. Zwar sind die Begriffe sehr ähnlich, jedoch unterscheiden sie sich in einigen wichtigen Merkmalen. Turner beschreibt liminoid als einen säkularen Begriff, der stark positiv geprägt ist. Liminal hingegen beschreibt immer nur eine Möglichkeitsform und ist somit negativ geprägt. Für diese Studie ist der Begriff liminoid weiters so gut geeignet, da Turner ihn klar an den Rändern der Gesellschaft ansiedelt, ihn selten mit Konkurrenz verbunden und sehr experimentell sieht (Turner 1977, S. 44 ff). Turner fasst all diese

Entwicklungen und Unterscheidungen knapp zusammen: „ [...] in complex societies today's liminoid is yesterday's liminal“ (Turner 1977, S. 46).

Liminoidität spielt sich am Rand der Gesellschaft ab, kann aber durch die schon erwähnte aufkommende Routine weiter ins Zentrum gesellschaftlicher Prozesse rücken (Wels et al. 2011, S. 2).

Durch die anschließende Angliederung befindet sich der Protagonist oder die Protagonistin wieder in einem relativ stabilen, klar definierten Zustand. In diesem wirken auch die durch die geltende Sozialstruktur bedingten Rechte und Pflichten wieder. In der Schwellenphase ist das Verhalten der TeilnehmerInnen meist passiv und demütig, unter den TeilnehmerInnen selbst entwickelt sich jedoch eine egalitäre Gemeinschaft, die *Communitas*.

4.6.3. *Communitas*

In der liminoiden Phase bilden die RitualteilnehmerInnen eine eigene, meist vom Rest der Gesellschaft separierte Gruppe. Diese anfangs lose Gruppe ist im Gegensatz zur „normalen“ Gesellschaft unstrukturiert und undifferenziert (Turner 2008). Es bilden sich jedoch bald spezifische Beziehungen und Rollen heraus (Platvoet 2008, S. 176 f). Die Zugehörigkeit und damit auch Rolleneinteilung wird durch die integrative Dimension des Rituals (Platvoet 2008, S. 182 f) geschaffen. Solidarität, Identität und die jeweiligen Grenzen werden dadurch definiert (Turner 1977, S. 48).

Unter idealen Umständen kann aus dieser relativ losen Gruppe eine *Communitas* im Turnerschen Sinne entstehen. Das bedeutet eine Gemeinschaft Gleicher, die sich in einem so genannten Schwellenzustand (Liminoidität) aufhält und durch die gemeinsame Erfahrung eine egalitäre Kameradschaft bildet. Laut Turner ist die Erfahrung von *Communitas* ein Geschenk der Liminalität, dem Zustand „betwixt and between“ (Turner 2012, S. 4). Status- und Rangunterschiede des „normalen“, also des strukturierten Lebens, sind hier nicht von Bedeutung (Turner 2005, S. 95). In dieser *Communitas* gibt es weniger und andersartige Regeln bzw. Grenzen für das Verhalten in der Gruppe als in der strukturierten „Alltagswelt“ (Boland 2013, S. 229). Edith Turner beschreibt den Zweck der *Communitas* als „a group's pleasure in sharing common experiences with one's fellows“ (Turner 2012, S. 2).

Kommunikation in der Gruppe ist bedeutend, um eine gemeinsame Identität zu schaffen. Diese gruppeninternen, restriktiven Kommunikationscodes werden in jeder Gruppe geschaffen, um Bedeutungen zu vermitteln. Man kann diese vermittelten Botschaften nur verstehen, wenn man die impliziten Annahmen der relevanten Gruppenkultur kennt. „Die Botschaften eines solchen Codes müssen decodiert werden und die Decodierung verlangt, dass die gemeinsame Kultur aktiviert wird“ (Bergesen 2008, S. 59).

Durch gemeinsam Erlebtes gewinnt die Gruppe an Selbstbewusstsein und nimmt einen gemeinsamen Standpunkt ein. Dieser ist sehr oft gegen gesellschaftliche Strukturen und Normen gerichtet. Es findet eine Befreiung der alltäglichen Zwänge und Pflichten statt (Bromberger 2008, S. 293).

Auch Turner formuliert in seinem Buch „Das Ritual“ eine Idee, warum die Flow-Erfahrung mit ihrer Losgelöstheit von alltäglichen Strukturen so reizvoll sein kann. Er schreibt, dass strukturelles Handeln sehr leicht etwas „Nüchternes und Mechanisches“ wird, wenn man nicht ab und an in den „regenerierenden Abgrund der Communitas“ taucht (Turner 2005, S. 135). Er schlägt vor, das richtige Verhältnis zwischen Struktur und Communitas zu finden, um sich vom Alltag regenerieren zu können. Edith Turner fasst die wichtigsten Eckpunkte der Communitas in der Gruppe zusammen:

„[...] [C]ommunitas may be found when people engage in a collective task with full attention [...]. They may find themselves ‚in flow‘. That is, they experience a full merging of action and awareness, a crucial component of enjoyment. [...] In communitas there is a loss of ego. One’s pride in oneself becomes irrelevant. [...] The benefits of communitas are quick understanding, easy mutual help, and long-term ties with others.“ (Turner 2012, S. 3)

Für Victor Turner ist das Ritual eine Möglichkeit der Kommunikation zwischen Individuum und Gesellschaft. Durch diese Kommunikation wird auch die Denkweise des Individuums gelenkt und an die jeweilige Gesellschaft angepasst (Turner 1967). Somit ist das Ritual stark kontrollierend (Womack 1992, S. 193). Unter diesem Blickwinkel ist jeder Mensch in seinem Leben in verschiedenste Rituale in den verschiedensten Rollen involviert (Turner 1977, S. 39). Diese Rituale finden zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten statt, sie werden nicht willkürlich ausgeführt (Rappaport 2008, S. 191).

Das bedeutet jedoch in keinem Fall, dass das Ritual selbst fixiert und statisch ist. Im Gegenteil werden immer wieder neue Handlungsweisen, Symbolkombinationen etc. ausprobiert und diese dann verworfen oder akzeptiert (Turner 1977, S. 40). Auch Platvoet betont die Veränderlichkeit des Rituals als eines der Hauptmerkmale (Platvoet 2008, S. 176 f). Bromberger spricht in diesem Zusammenhang von speziellen zeitlichen und räumlichen Bezugsrahmen, die ein Hauptmerkmal von Ritualen sind (Bromberger 2008, S. 293).

Turner wird jedoch auch von vielen Seiten kritisiert, da er den Ritualbegriff sehr weit fasste und so dessen Anwendung auf viele unterschiedliche Bereiche ermöglicht. Ein Beispiel dafür ist Goethals (2008).

Die angesprochene Herstellung von Sicherheit durch Rituale ist auch auf eine Einteilung der Welt in Gegensatzpaare zurückzuführen. Früher waren diese Gegensatzpaare meist das Heilige und das Profane, oder das Normale und das Abnormale. Alles außerhalb des „Normalen“ wurde auch außerhalb der moralischen Gesellschaft gesehen (Bergesen 2008, S. 64 f). Heute kann so ein Gegensatzpaar sicher-unsicher sein. Eine Übertretung dieser geordneten Beziehungen (auch wenn sie wohl überlegt ist) wird zu etwas Negativem, weil es gegen die kollektiven Überzeugungen verstößt (Bergesen 2008, S. 64). Diese „Dämonisierung“ der Übertretungen gesellschaftlicher Normalwerte spricht auch Turner an. Er begründet dies damit, dass die sozialen Akteure, die an der Erhaltung der Struktur interessiert sind und sich nur innerhalb dieser bewegen, alles Nicht-strukturierte als anarchisch und gefährlich erachten. Aus diesem Grund entstehen Vorschriften und Verbote, die einen Übergang verhindern sollen (Turner 2008, S. 253 ff).

Immer mehr anthropologische Arbeiten zeigen auch, dass das Ritual nicht nur für die Vermittlung von Kultur dient, sondern vielmehr kulturelle Bedeutungen generiert (Hoffman & Lubkemann 2005, S. 324). Grimes etwa bietet eine Definition von Ritualisierung, die sich auf das Wesentliche konzentriert. Er geht davon aus, dass Ritualisierung dort beginnt, wo Bedeutung, Kommunikation oder Performance wichtiger werden als der funktionale oder praktische Zweck und damit eine Verbindung zwischen Mensch und Umwelt schafft (Grimes 2008, S. 118).

Sehr passend erscheint auch seine Kategorisierung eines Ritualtyps als Magie, nämlich für jene rituellen Prozesse, die auf ein Ziel hinführen. Grimes schreibt:

„Insofern das Ritual eine Handlung mit Transzendenzbezug ist und gewisse erwünschte empirische Resultate zeitigt, kann es magisch genannt werden“ (Grimes 2008, S. 125). Die Ausgangsposition bei magischen Ritualen ist die Angst, „magische Angst ist für gewöhnlich gekoppelt mit ihrem Gegenteil: dem Vertrauen. Magie beschwört oft Vertrauen als Schritt in Richtung auf die gewünschten Resultate“ (ebd., S. 126). Magie dient hier als Erklärung, wie Ursache und Wirkung miteinander verbunden sind, und kann im konkreten Fall die magische Herstellung von einem Sicherheitsgefühl durch Kontrollillusion sein.

Jeffrey Alexander gibt in seinem Artikel „*Cultural Pragmatics: Social Performance Between Ritual and Strategy*“ eine Ritualdefinition, die sich sehr gut als Ausgangspunkt eignet, jedoch noch weiterer Ausführungen bedarf:

„Rituals are episodes of repeated and simplified cultural communication in which the direct partners to a social interaction, and those observing it, share a mutual belief in the descriptive and prescriptive validity of the communication’s symbolic contents and accept the authenticity of one another’s intentions. It is because of this shared understanding of intention and content, and in the intrinsic validity of the interaction, that rituals have their effect and affect. Ritual effectiveness energizes the participants and attaches them to each other, increases their identification with the symbolic objects of communication, and intensifies the connection of the participants and the symbolic objects with the observing audience, the relevant ‘community’ at large.“
(Alexander 2004, S. 527)

Auch laut Humphrey und Laidlaw (2003) beginnt der Unterschied zwischen einer rituellen und einer alltäglichen Handlung schon, sobald der Akteur eine besondere Einstellung bzw. Haltung zu seiner Handlung einnimmt. Dieses „rituelle Engagement“ hat vier Hauptaspekte:

- 1) es ist nicht intentional, das heißt die Intention des Akteurs spielt keine Rolle für die Identität der ritualisierten Handlungen;
- 2) es ist eine begrenzte Auswahl an möglichen Handlungsoptionen durch konstitutive Regeln vorgeschrieben, die den Handlungsablauf determinieren;
- 3) rituelle Handlungen werden als etwas Elementares, Archetypisches wahrgenommen, sie haben ihren eigenen Charakter und eigene Geschichten;
- 4) und schließlich sind rituelle Handlungen von der Gruppe, die sie ausführt, wiedererkennbar (Humphrey & Laidlaw 2008, S. 135 ff).

Rituale funktionieren, weil die involvierten Personen daran glauben (Schippers & van Lange 2005, S. 20) und auch der Grad an Involvierung trägt zu einem Glauben an die Wirksamkeit des Rituals bei (Langer 1975, S. 318).

Das Ritual selbst dient als eine analytische Kategorie, die den Umgang mit dem Chaos der menschlichen Erfahrungen strukturiert und einen kohärenten Bezugsrahmen dafür zur Verfügung stellt (Kertzer 2008, S. 370). Die äußere Welt „bombardiert“ Individuen mit unzähligen Stimuli – man braucht also diese selektive Wahrnehmung und die anschließende weitere Vereinfachung der selektierten Aspekte, um einen Sinn aus der dargebotenen Welt ziehen zu können. Die Aufmerksamkeit der TeilnehmerInnen am Ritual wird durch ein gewisses Maß an Formalität auf ein bestimmtes Ereignis, Feld o.ä. gelenkt. Mit Hilfe der außergewöhnlichen Aufbereitung steigert sich das Gefühl der Verpflichtung und des Bewusstseins gegenüber der behandelten Thematik (Platvoet 2008, S. 180). Durch ritualisiertes Verhalten wird die Aufmerksamkeit auf sinnstiftende Aspekte des menschlichen Handelns gelegt und soll somit menschliches Denken (Ordnungskonzeption, Weltsicht) und Handeln (Handlungsdisposition, Ethos) wieder vereinen (Bell 2008, S. 40 f). Die rituelle Akzeptanz nimmt den Akteuren eine eigene „Kodierung“ der Handlung ab und somit wird auch auf eigene Handlungsbestimmungen verzichtet – das gibt diesen menschlichen Handlungen Ordnung (Belliger & Krieger 2008, S. 13).

Jennings sieht Rituale als Mittel, mit denen Menschen ihre Welt auslegen und konstruieren, also mit Wissen umgehen: Wissen kann gewonnen werden, das heißt es handelt sich dabei nicht um eine unveränderbare Wiederholung der immer gleichen Muster (auch wenn sich manche Rituale durchaus schneller verändern können als andere, siehe dazu Bergesen 2008, S. 70 ff). Es wird versucht, die Welt zu verstehen. Durch das Ritual kann man gewisse Umstände untersuchen und neue entdecken. Ziel ist es, die „richtige Handlungsabfolge“ für einen gewissen Umstand herauszufinden und somit neues Wissen zu generieren (Jennings 2008, S. 168).

Das Ritual ist nicht instrumentell, es erzeugt selbst etwas. Dieses Erzeugnis kann nicht im Sinne der Physik, also im materiellen Bereich, verstanden werden, sondern nach den Gesetzen des „Okkulten“ (Rappaport 2008, S. 193). Angelehnt daran vermitteln

Rituale Botschaften. Man kann diese Botschaften akzeptieren (Akzeptanz = öffentlich, sichtbar), man muss sie aber nicht glauben (Glaube = intern, subjektiv). „Aus gerade diesem Grund jedoch ist rituelle Teilnahme in einem gewissen Sinn sehr tiefgründig, denn sie gibt den Teilnehmern die Möglichkeit, dennoch ihre eigenen Zweifel durch Akzeptanz zu transzendieren“ (Rappaport 2008, S. 200).

Die Diskrepanz zwischen dem Ritual als Handlung und der Bedeutung, die es hat, wird u.a. auch von Schlüter behandelt. Laut Schlüter hat das Ritual seinen Sinn nicht in „sich selbst [...], sondern in dem, auf das es verweist und das es zur Verwirklichung bzw. zur Vergegenwärtigung bringen soll“ (Schlüter 2003, S. 21), also in seinen Botschaften.

Diese Botschaften können jedoch nicht nur vage sein, um das Ritual als erfolgreich durchgeführt zu sehen (Rappaport 2008, S. 165 f). Nur wenn genügend (ästhetische) Kriterien erfüllt werden, kann auch die Botschaft klar erkennbar sein. Somit ist das Ritual auch erfolgreich abgeschlossen und das performative Ziel erreicht (Platvoet 2008, S. 181).

Rituale verleihen Wert, Autorität und Wahrheit und kommen immer dann zum Einsatz, wenn gemeinsam akzeptierte Gültigkeitskriterien überprüft werden müssen. Hier knüpft auch Le Breton an, wenn er behauptet, dass das Individuum seine Angst verliert und in der bestimmten Handlung aufgehen kann, sobald durch die Durchführung eines Ritualen eine Entscheidung getroffen wurde (Le Breton 2000).

Ruffert etwa schreibt: „Rituale können dem Menschen, der sie praktiziert, Sicherheit geben.“ (Ruffert 2003, S. 3). Rituale stellen nicht nur für TeilnehmerInnen Sicherheit her, sondern auch für Angehörige (Bräunlein 2012, S. 52).

Rituale markieren nicht nur einen Übergang, sondern sie stellen diesen auch her, sie performen ihn symbolisch. So wird etwa der Übergang von einer Lebensphase in die nächste in vielen Kulturen rituell begleitet. Das bedeutet, dass erst mit vollständiger Absolvierung des Rituals der Übergang in die nächste Lebensphase vollzogen ist. Ohne das Ritual wäre die betroffene Person zwar rein körperlich, also physisch, älter geworden, ihr Status in der betreffenden Gesellschaft hätte sich aber nicht geändert (Boland 2013, S. 229).

Rituale werden herangezogen, um diverse Entscheidungen zu treffen, und auch, um eine irrationale Entscheidung in eine rationale umzugestalten, um also Rationalität herzustellen. Connolly geht davon aus, dass vor jeder Entscheidung eine Reflexion über die herrschenden Bedingungen stattfinden muss. Diese Reflexion muss mit komplexeren und unsichereren Verhältnissen mehr werden (Connolly 1980, S. 80). Zwischen dem Verhalten, also dem Ritual, und den Konsequenzen dieses Verhaltens gibt es scheinbar kausale Beziehungen. Diese Beziehungen erklären auch das Vorkommen und den Erhalt dieser Rituale (Schippers & van Lange 2005, S. 4).

Der Kern eines rituellen Prozesses ist die Sammlung individueller Teilgefühle, um ein kollektives Gefühl daraus zu machen. Dieses kollektive Gefühl wandelt sich in eine kollektive Wirklichkeit und kann als „Prozess symbolischer Reproduktion“ gesehen werden (Bergesen 2008, S. 49).

Laut Connolly gibt es keine zu 100% optimalen Lösungen, also muss man sich manchmal auch mit semi-optimalen Lösungen zufrieden geben. Vereinfacht werden kann die Entscheidungsfindung durch ein schrittweises Herantasten an komplexe Unsicherheiten (Connolly, 1980, S. 81). Auch Klein schreibt, dass Entscheidungen nie perfekt sein können. Es bleibt also immer ein gewisser Grad an Unsicherheit (Klein 2001 zitiert in: Davidson 2012, S. 306). Sowohl Connolly als auch Schippers und van Lange betonen jedoch, dass eine „Überritualisierung“ der Performance mehr schadet als nützt (Schippers & van Lange 2005, S. 22; Connolly 1980, S. 81).

Connolly kommt zu dem Schluss, dass es in manchen Situationen eine „Über-Reflexion“ geben kann. Dabei übersteigt die nötige Informationsverarbeitung die Fähigkeiten der Ausführenden und die Reflexionsphase dauert unangemessen lange. In solchen Fällen sieht es Connolly als ratsam, einfach zu handeln und nicht zu viel zu denken (Connolly 1980, S. 84 f). Die action-first-Strategie von Connolly reduziert die für das Individuum zu verarbeitende Information (ähnlich wie das Ritual) (Connolly 1980, S. 83).

Smith beleuchtet jedoch auch den Umstand, dass sich die Entscheider während des Entscheidungsprozesses durchaus des illusorischen Charakters bewusst sind. „Das Ritual ist ein Mittel, Dinge so darzustellen wie sie sein sollten, in bewusster Spannung zu dem, wie die Dinge sind und auf eine Art, dass diese ritualisierte Perfektion im gewöhnlichen Lauf der Dinge bedacht wird“ (Smith 2008, S. 221). Es herrscht immer eine Inkongruenz zwischen Ritual und Realität, also zwischen den ideologischen

Statements und dem wirklichen Verhalten. Nur wo sich die TeilnehmerInnen dieser Inkongruenz bewusst sind, gewinnt auch das Ritual an Kraft, da darüber nachgedacht wird (Smith 2008, S. 221).

Ein weiterer hier zu beachtender Aspekt ist folgender: Wird ein Ritual durch Wiederholung konventionalisiert und formalisiert, so wird es zur Gewohnheit. Das bedeutet auch, dass in der Regel keine emotionalen Zugeständnisse der TeilnehmerInnen erforderlich sind (außer es wird speziell gefordert) (Platvoet 2008, S. 175 f). Die Entscheidung selbst, am Ritual teilzunehmen oder nicht, sowie die Auswertung und Interpretation desselben sind natürlich mit persönlichen Emotionen verbunden.

Bei der Ausführung von Ritualen geht es nicht primär um die Einhaltung technischer Vorgaben, sondern vielmehr um die psychischen Effekte. „This link between enactment of rituals and the outcome of tension-reduction may be a stronger cause of ritual commitment than the more distal link between enactment of rituals and the outcome of the match“ (Schippers & van Lange 2005, S. 20).

Das Ritual ordnet, wie oben ausgeführt, komplexe Umstände. Diese Ordnung kann aber erst entstehen, wenn es gewisse sozial akzeptierte und grundlegende Unterschiede gibt (Bell 2008, S. 40 f), wie etwa jene zwischen sicher und unsicher. Diese Abgrenzung hat das Ziel, Erfahrung zu systematisieren und zumindest einen Anschein von Ordnung zu schaffen. Durch die ständige Wahrnehmung dieser Unterscheidung wird ein Schema gebildet, das sich durch die angenommenen Eindrücke verhärtet.

4.6.4. Rituale im Sport

Für diese Arbeit möchte ich mich an die Definition von Ritualen von Mari Womack (1992) halten, die viele Gesichtspunkte der schon beschriebenen Aspekte aufgreifen. Womack identifiziert Rituale aufgrund von fünf Hauptmerkmalen:

„1. Repetitive – It occurs again and again in a given context, and/or certain elements tend to be repeated throughout the behavioral sequence.

2. Stylized – It is formal, rather than spontaneous.

3. *Sequential* – There is an orderly procession from beginning to end. Transpositions of elements within a ritual is thought to diminish its efficacy.
4. *Non-ordinary* – It is distinct from ordinary mundane activities and/or is not essential to technical performance. [...]
5. *Potent* – It is believed to be either innately powerful, or powerful in controlling supernatural beings or forces.“ (Womack 1992, S. 192)

Womack identifiziert auch drei verschiedene Typen von Ritualen im Sport:

1. Initiationsrituale (Status der Zugehörigkeit ändert sich)
2. Vorbereitende Rituale (am Tag des Spiels selbst, vor dem Spiel und Rituale, die mit dem Spiel direkt in Verbindung stehen)
3. Schützende Rituale (ebd., S. 195 ff).

Rituale dienen unter anderem auch dazu, emotionale Erregung wegen eines bevorstehenden Spieles unter Kontrolle halten zu können (Womack 1992, S. 197) und vor allem auch, um die Aufmerksamkeit auf wichtige Teile des Bevorstehenden zu lenken und störende Einflüsse auszublenden (Womack 1992, S. 198).

Mari Womack fasst in ihrem Artikel (1992) zusammen, warum Rituale im (Leistungs-) Sport so wichtig sind. Dabei betont sie, dass diese Rituale auch immer im Kontext, in dem sie ausgeführt werden, betrachtet werden müssen. Sie zeigt ebenfalls auf, dass Tabus und vermeidendes Verhalten im Sport eine sehr große Rolle spielen (Womack 1992, S. 199).

- „1. *Ritual helps the player to focus his [sic!] attention on the task at hand. It can be used by the player to prevent anxiety or excessive environmental stimuli – such as the chanting of fans – from interrupting his concentration.*
2. *Ritual can signal intent to the other team. Specifically, ritual can be used to ‘threaten’ the other team.*
3. *Ritual provides a means of coping with a high-risk, high-stress situation.*
4. *Ritual helps establish a rank order among team members and promotes intra-group communication.*
5. *Ritual helps dealing with ambiguity in interpersonal relationships, with other team members, and with people in the periphery of the team, such as management and the public.*
6. *Ritual is a ‘harmless’ means of self-expression. It can be used to reinforce a sense of individual worth under pressure for group conformity, without endangering the unity of the group.*

7. Ritual directs individual motivations and needs towards achieving groups goals.”
(Womack 1992, S. 200)

Womack betont jedoch auch, dass Rituale fehlendes Können nicht ersetzen können
(ebd., S. 200)

5. Empirischer Teil

Im nächsten Abschnitt meiner Masterarbeit sollen die Analyseergebnisse der Daten, die im Verlauf des Forschungsprozesses zwischen Herbst 2012 und Frühjahr 2014 gesammelt wurden, in Bezug auf das vorgestellte Problemfeld dargestellt und im theoretischen Rahmen verankert werden.

Wie schon zu Beginn der Arbeit erwähnt, möchte ich an dieser Stelle nochmals betonen, dass diese Studie aufgrund der geringen Anzahl an TeilnehmerInnen und ihrer relativen Homogenität nicht als repräsentativ gesehen werden darf. Sie soll jedoch Einblicke in die verschiedenen Wirklichkeiten der TeilnehmerInnen bieten und somit zu einem tieferen Verständnis vom Umgang mit Risiko und verschiedenen Sicherungsstrategien verhelfen.

Die Gliederung dieses Abschnittes orientiert sich an den Vorkommnissen im Feld und den theoretischen Zusammenhängen. Eingangs beschreibe ich einen typischen „Tag am Berg“, wie er sich während des Feldaufenthaltes mehrere Male abgespielt hat. Dazu gehört natürlich auch eine Vorstellung meiner ProtagonistInnen. Durch kurze Anekdoten aus dem Feld wird die Stimmung während des Freeridens vermittelt. Danach wird untersucht, ob Freeriden, wie es hier ausgeführt wird, als Risikosport im Sinne von Göring (2006) gesehen werden kann. Dafür werden die Vorstellungen zu Sicherheit, Unsicherheit und Risiko der TeilnehmerInnen dargestellt und auf die konstitutiven Elemente und Merkmale von Risikosport angewandt.

Anschließend soll die Kontrollillusion, durch die eine Ausübung des Sportes erst „sicher“ wird, aufgedeckt werden. Die verschiedenen Sicherungsstrategien, die diese Kontrollillusion und im besten Fall auch Kontrollsteigerung erzeugen, werden danach präsentiert. Anhand zweier Beispiele von Pre-Performance-Routines wird der rituelle Charakter, den diese Strategien annehmen können, demonstriert.

In der Conclusio werden die Forschungsfragen beantwortet. Daran wird noch ein kurzer Ausblick über weitere mögliche Forschungsschwerpunkte in Zusammenhang mit der vorliegenden Thematik angeknüpft.

Es werden nur die zentralen Ergebnisse präsentiert, um anschließend die Forschungsfrage beantworten zu können. Durch den begrenzten Rahmen werden verschiedene Themen, die im Laufe der Erhebungen zu Tage traten und durchaus eine weitere Beschäftigung verdient hätten, nur kurz erwähnt, um den zentralen Themen genügend Raum zu geben.

5.1. Die FreeriderInnen

Die TeilnehmerInnen sowohl für die teilnehmende Beobachtung als auch für die qualitativen Interviews wurden aus einem Pool an Leuten gewonnen, mit denen ich schon länger Kontakt durch das Freeriden habe. Dies hatte zum Vorteil, einen leichten Zugang zum Feld und auch eine gewisse Offenheit der TeilnehmerInnen der Studie gegenüber zu haben. Erhöhte Aufmerksamkeit musste der damit einhergehenden hohen Subjektivität gewidmet werden. Diese verlangte über den gesamten Forschungsprozess verstärkte Reflexion.

Ich führte Interviews mit elf Personen. In allen Fällen – mit einer Ausnahme – fanden Einzelinterviews statt. Sechs der InterviewteilerInnen waren männlich, fünf weiblich. Die jüngste Person war zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt, die älteste 30 Jahre. Der Großteil der InterviewpartnerInnen (acht Personen) stammte direkt aus der Region, in der sowohl die Interviews als auch ein Teil der teilnehmenden Beobachtung stattfanden. Die verbliebenen drei Personen waren aus den Bundesländern Wien, Niederösterreich und Vorarlberg. Alle bis auf eine Person leben nicht mehr in der Region. Sie kommen noch, um freie Wochenenden oder ihren Urlaub dort zu verbringen. Alle TeilnehmerInnen der Interviews fuhren seit frühester Kindheit Ski. Die Intensität, mit der die diversen Sportarten ausgeführt werden, variierte jedoch beträchtlich. Die Zeit, die von den FreeriderInnen auf dem Berg verbracht wurde, reicht von ca. zwei Wochen pro Saison bis hin zu zwei Monaten.

Die Interviews wurden bei den InterviewpartnerInnen zu Hause geführt, hier bildet auch wieder das Interview mit zwei Personen die Ausnahme, welches in einem Café stattfand. Die Dauer der geführten Interviews betrug etwa zwischen 45 und 90 Minuten.

Konstanze, 28: Konstanze ist aus Mauterndorf, lebt und arbeitet jedoch in Salzburg und verbringt nur noch Wochenenden und Ferien dort. Sie fährt, wie die meisten anderen, seit ihrer frühen Kindheit Ski. Seit 20 Jahren ist sie hauptsächlich mit dem Snowboard unterwegs und bezeichnet das Freeriden als ihre Lieblingsbeschäftigung im Winter. Sie selbst hat keine Lawinen-Ausrüstung. Sie leiht sich aber, immer wenn sie ins Gelände geht, zumindest ein LVS-Gerät, Schaufel und Sonde aus. Konstanze schätzt, dass sie in einer Saison maximal 40 Tage am Berg verbringt.

Armin, 27: Armin ist Vorarlberger und verbringt seine Zeit wegen seiner Freundin, Bärbel, im Lungau. Auch er ist seit seiner frühesten Kindheit begeisterter Skifahrer. Seit mittlerweile sechs Jahren geht er regelmäßig Skitouren. Armin besitzt die gesamte Ausrüstung selbst. Er verbringt so viel Zeit als möglich in den Bergen. In einer Wintersaison sind das etwa 40-50 Tage. Armin bewegt sich gemeinsam mit Bärbel meist außerhalb der Skigebiete, das heißt, sie steigen auch selbst auf (Skitouren).

Bärbel, 25: Bärbel ist ursprünglich aus einem kleinen Ort in der Nähe von Mauterndorf. Sie lebt und arbeitet jetzt in Salzburg. Auch sie „steht“ seit ihrer Kindheit auf den Skiern und geht seit 2007 Skitouren. Meistens unternimmt sie die Skitouren gemeinsam mit Armin, wobei sie durch ihren Vater auf diese neue Form der Ausübung gekommen ist. Auch sie besitzt die gesamte Notfallausrüstung selbst. Gemeinsam mit Armin und Dominik besuchte sie in einer der vergangenen Saisonen ein zweitägiges Lawinenausbildungscamp.

Daniel, 28: Daniel ist ursprünglich Lungauer und arbeitet neben seinem Studium in Wien als Ski- und Snowboardlehrer auf dem Fanningberg. Sobald es ihm privat möglich ist, fährt er ins freie Gelände und ist somit ca. 60 Tage in der Saison am Berg unterwegs. Seit seinem siebten Lebensjahr ist Daniel auch auf dem Snowboard unterwegs. Auch Daniel besitzt die gesamte Lawinenausrüstung. Er ist der einzige der InterviewpartnerInnen, der schon einmal von einer Lawine verschüttet war und von einem Freund ausgegraben werden musste.

Raphael, 24: Raphael kommt aus Mauterndorf und wohnt in Wien. Als er zwei Jahre alt war, lehrten seine Eltern ihn das Skifahren, mit dem Snowboarden hat er nie angefangen. Skifahren bedeutet für Raphael Genuss. Er verlässt sich bei vielen Entscheidungen am Berg auf seine Freunde, da er weiß, dass sie sich auskennen und er ihnen vertraut. Er selbst hat keine Notfallausrüstung, weiß aber, wo er sich alles ausborgen kann, und nimmt diese Gelegenheit auch wahr, wenn er ins freie Gelände fährt. Raphael hat sich bei einem Sturz am Ende der vergangenen Saison die Schulter verletzt und ist seitdem nicht mehr auf Skiern gestanden.

Sam, 25: Sam begann in seiner frühen Kindheit mit dem Skifahren und mit dem Snowboarden, als er 14 Jahre alt war. In den letzten Saisonen hat er auch das

Aufsteigen mit dem Splitboard²⁵ für sich entdeckt. Als ursprünglicher Lungauer, der jetzt in Wien studiert und arbeitet, nimmt er sich teilweise extra Urlaub, wenn frischer Schnee gefallen ist. Er ist dementsprechend auch viel alleine unterwegs. Seine Freunde, mit denen er am liebsten unterwegs ist, können oder wollen sich nicht so viel Zeit fürs Freeriden nehmen.

Clara, 30: Auch Clara ist ursprüngliche Mauterndorferin und lebt und arbeitet als einzige der TeilnehmerInnen auch noch dort. Durch ihre Nähe zu den Bergen schafft sie in der Saison auch ca. 50 Skitage. Sie fährt zum Skifahren manchmal auch in andere Gebiete. Seit ihrer Ausbildung zur Landesskilehrerin wagt sich Clara im freien Gelände in weiteres Terrain vor. LVS-Gerät, Schaufel und Sonde sowie eine Karte vom Skigebiet hat sie immer dabei.

Sarah, 27: Sarah ist eigentlich aus Wien, war aber schon seit Kindertagen mit ihren Eltern jedes Jahr mindestens eine Woche auf Skiurlaub. Sie fährt Ski seit sie drei Jahre alt ist und entdeckte das Snowboarden in einem Skikurs im Gymnasium für sich. Nach wie vor ist sie jedes Jahr mindestens eine Woche auf Skiurlaub. Wenn es sich ausgeht, fährt sie auch an Wochenenden in die Berge. Sarah hat schon mehrere risk´n´fun-Kurse des Oesterreichischen Alpenvereins besucht und traut sich seitdem auch mehr in ungesichertes Gelände.

Dominik, 25: Dominik ist aus Niederösterreich und studiert und arbeitet in Graz. Durch seinen älteren Bruder kam er das erste Mal nach Mauterndorf. Dieser war es auch, der ihn für das Snowboarden begeisterte. Dominik war zuerst mit den Skiern im Gelände unterwegs. Erst seitdem er 20 Jahre alt ist, fährt er auch vermehrt mit dem Snowboard. Er ist viel in der Gegend unterwegs und kommt auf etwa 30 Skitage pro Saison.

Laura, 25: Auch Laura ist gebürtige Lungauerin und auch sie „steht“ schon seit Kindertagen auf den Skiern. Sie fährt ca. ein bis zwei Mal pro Saison Snowboard. Ihrer eigenen Meinung nach kann sie es nicht gut genug, um damit auch Spaß zu haben. Sie ist viel mehr auf der Piste unterwegs als im Gelände, obwohl sie hin und wieder hinaus fährt. Lawinenausrüstung besitzt sie keine. Wenn sie plant, die Piste zu verlassen, leiht sie sich zumindest ein LVS-Gerät aus. Trotzdem fährt sie auch

²⁵ Das Splitboard ist ein teilbares Snowboard. Die einzelnen Teile können während des Aufstieges wie Tourenski verwendet werden und haben auch eigene Felle. Auch die Bindung wird nach dem Aufstieg wieder in den Fahrmodus montiert.

ungeplant kleine Abschnitte neben der Piste. Bei diesen kurzen Ausflügen hat sie dann keine Ausrüstung dabei. Lauras Vater wurde von einer Lawine verschüttet (er überlebte diesen Unfall), weswegen ihre Eltern immer wieder versuchen, ihr das Fahren abseits der Piste auszureden.

Robert, 23: Auch Robert ist aus Mauterndorf und seit seinem fünften Lebensjahr Skifahrer. Mit acht Jahren begann er das Snowboarden. Durchschnittlich ist Robert jeden dritten oder vierten Tag am Berg unterwegs, meist im Gelände und mit eigener Notfallausrüstung. Er sagt, dass er die Ausrüstung für sich selbst nicht mitnehmen würde, da er sich sicher ist, so zu fahren, dass nichts passieren kann. Sollte er jedoch zu einem Notfall dazu stoßen, möchte er helfen können.

5.2. Ein typischer Tag am Berg

Ein typischer Tag am Berg beginnt meistens schon am Vorabend. Durch Telefonate oder persönliche Gespräche wird versucht, möglichst genau herauszufinden, wie das Wetter am nächsten Tag sein wird. Selbstverständlich geht es dabei auch um Wind, Sichtverhältnisse und Neuschnee. Sämtliche Quellen werden angezapft: das Internet, Wetterpanorama im Fernsehen, etc. Die meisten dieser Diskussionen um die besten Bedingungen enden damit, dass man sich für den nächsten Tag für den Weg (Bushaltestelle, Bus oder es wird eine Fahrgemeinschaft gegründet) in eines der Skigebiete verabredet und die Lage dann nochmals bespricht. Der Zeitpunkt wird, wenn möglich, so früh wie möglich gewählt. Einerseits sind dann noch nicht so viele Menschen auf den Pisten und auch abseits unterwegs. Andererseits, und das ist noch viel wichtiger, sind die Hänge unverspurt. Natürlich nur, wenn auch Neuschnee gefallen ist. Meist ändert sich die Gruppenzusammensetzung über Nacht – einige der abends zuvor noch hochmotivierten FreeriderInnen haben anderes zu tun, dafür kommen neue hinzu.

Die meisten der Personen, die ich im Feld beobachten konnte, haben immer sehr ähnliche Morgenroutinen. Niemand verzichtete auf das Frühstück, bei den meisten liegen die Sachen noch vom Vortag bereit und es dauert nicht lange, bis gestartet werden kann.

Schon kurz nach dem Treffen in der Früh wird die Beurteilung der Wettersituation vom Vorabend beinahe nahtlos fortgesetzt. Nachdem um diese Uhrzeit dann auch schon der aktuelle Lawinenlagebericht erschienen ist, wird auch die Lawinensituation am

Berg besprochen. Aufgrund dieser beiden Kriterien wird dann eine Einigung für ein Skigebiet erzielt: Das Kleine, das nicht so gefährlich ist, bei dem aber auch die Möglichkeiten stark beschränkt sind, ist für Bedingungen, die nicht so ideal sind (Sichtverhältnisse schlecht, Lawinengefahr hoch o.ä.). Das größere Skigebiet bietet mehr Möglichkeiten zum Freeriden, jedoch müssen die Konditionen stimmen.

Sind alle im Skigebiet angekommen, wird in der ersten Liftfahrt (Sessellift oder Gondel) nochmals der Lawinenlagebericht auf die regionalen Gegebenheiten hin interpretiert. Es werden Vorschläge gemacht, welche Routen gefahren werden könnten. Bei dieser Beurteilung werden Warnsignale vom Liftbetreiber (oranges Blinklicht, Sperrvorrichtungen etc.) ignoriert. Vor allem aber wird betont, welche Hangneigungen, Lagen etc. unbedingt gemieden werden müssen. Nicht selten kommt es dabei vor, dass vor allem die Hangneigung sehr unterschiedlich eingeschätzt wird. Wenn man als erste Liftfahrt eine Gondel benutzt, wird in dieser auch gleich der Pieps-Check durchgeführt. Bei der Verwendung eines Sessellifts wird der Pieps-Check meist erst direkt vor dem Verlassen des gesicherten Geländes gemacht. Die Liftfahrt wird außerdem noch für die letzten Adjustierungen des Equipments genutzt: der Helm aufgesetzt, die Rucksäcke ordentlich verstaut, bei ABS-Rucksäcken der Auslösegriff montiert, Sonnen- oder Wind- und Wettercreme aufgetragen etc.

Bei der ersten Abfahrt ist noch etwas Vorsicht vorhanden. Wie die Schneebeschaffenheit wirklich ist, kann erst hier beurteilt werden. Während der nächsten Liftfahrt werden die Konditionen wieder besprochen, eventuell zuvor getroffene Aussagen bekräftigt oder revidiert. Je nach Konditionen werden neue Routen gewählt oder Hänge so lange gefahren, bis kein unverspurter Fleck mehr vorhanden ist. Bei wichtigen Punkten im Hang wird gewartet, bis die gesamte Gruppe wieder zusammen ist. Das kann zum Beispiel beim Einstieg in eine längere Variante oder nach einer langen Querung sein. Sind die Konditionen kritisch, werden an diesen Sammelpunkten Überlegungen zur genauen Routenwahl angestellt. Wichtig hierbei ist vor allem, ob der Hang einzeln gefahren werden muss, ob es Treffpunkte während der Abfahrt gibt und ähnliches. Nach jeder Abfahrt werden die Bedingungen nochmals evaluiert. Gab es keine Überraschungen und fühlte sich jeder wohl, fällt diese Evaluation sehr knapp aus und jeder erzählt nur von den tollen „Lines“²⁶, die er oder sie gefunden hat. Meist

²⁶ Als „Line“ wird die gefahrene Linie im Schnee bezeichnet.

werden dann die Grenzen des Fahrbereiches ausgeweitet. Bei der nächsten Fahrt wird also zum Beispiel ein etwas steileres Stück auch gefahren. Begründet wird das damit, dass die Leute ein gutes Gefühl haben, der Schnee doch gut hält oder ähnliches. Die Situation wird also neu bewertet. Anders ist es hingegen, wenn etwas nicht nach Plan verläuft, wenn etwa ein paar Schneeschollen zu Rutschen begannen, was auf eine instabile Schneedecke hindeutet. Ist das der Fall, wird möglichst genau beschrieben, wo das passierte (Hangausrichtung, Entfernung zu einem Kamm, Schatten oder Gebiet mit viel Sonneneinstrahlung etc.) und auch, was genau passierte (wie viel Schnee bewegte sich, welche Beschaffenheit hatte der Schnee etc.).

Nach ca. zwei bis drei Stunden verabschieden sich die ersten aus der Gruppe auch schon wieder. Für viele sind diese kurzen, dafür täglichen Ausflüge genug. Viele haben eine kleine Jause eingepackt, die während der Liftfahrt gegessen wird. Danach wird weitergefahren, bis der Hunger bei einem Großteil der verbliebenen Gruppe zu groß wird. Wenn der Schnee wirklich gut ist, kehrt meine Gruppe auf einer Hütte ein. Dort wird meist nur eine Kleinigkeit gegessen, um gleich wieder starten zu können. Ist der Schnee nicht so gut, fahren die meisten nach Hause, um dort zu essen. Wer Zeit hat, verabredet sich für den nächsten Tag auch gleich wieder.

5.3. Individuell erlebte Gefahrenmomente

*„Auf der Piste ist es meistens voll stressig und man muss sich fürchten.“
(Konstanze)*

Immer wieder wurde in den Interviews deutlich gemacht, dass kontrollierbare Umstände oder Verhältnisse bevorzugt werden. Dabei ist die Tatsache, dass man diese Umstände selbst einschätzen kann, als Hauptgrund für die Bevorzugung zu nennen. Es spielt hierbei auch keine Rolle, dass dadurch auf den ersten Blick mehr Risiko in Kauf genommen wird. Unberechenbare und unvorhersehbare Gefahrenmomente kommen für die hier interviewten Personen beinahe ausschließlich auf der Piste vor, wie die folgenden Zitate zeigen:

„Aber die anderen Leute sind ein großer Unsicherheitsfaktor, den man nicht einschätzen kann, [...]“ (Bärbel)

„Aber dann teilweise, wenn es so zur Mittagszeit hin geht, da wälzen sich Menschenmassen runter und man muss so wie beim Stangerlwald so zwischen den

Leuten durchfahren, weil jeder verschiedene Tempos hat und, und kreuz und quer durch die Gegend schießt.“ (Dominik)

„[...] weil auf der Piste ist es meistens voll und stressig und man muss sich fürchten vor irgendwelchen Wahnsinnigen, die ihre Geräte nicht unter Kontrolle haben.“ (Konstanze)

Hier zeigt sich, dass die meiste Unsicherheit im „gesicherten“ Gelände, also auf der Piste empfunden wird. Hier herrschen die meisten Gefahren, also Unsicherheiten. Als solche werden Faktoren empfunden, die man durch das eigene Verhalten nicht beeinflussen kann. Sie äußern sich meist in Form unberechenbarer PistenmitbenützerInnen. Der nicht einzuschätzende Unsicherheitsfaktor, wie Bärbel es ausdrückt, ist durch Menschenmassen, die teilweise unkontrolliert die Piste hinunterrasen, gegeben. In der Unkontrolliertheit der anderen PistenbenützerInnen besteht für meine InterviewpartnerInnen das größte Gefahrenmoment. Dieser Umstand deckt sich mit einer Aussage von Lupton und Tulloch (2010). Sie schreiben, dass Unsicherheiten, die bewusst und freiwillig eingegangen werden, als nicht so gefährlich gesehen werden wie Unsicherheiten, die jemandem auferlegt werden und nicht kontrollierbar sind. Dies zeigt sich auch deutlich in der Benennung dieser PistenbenützerInnen von Gefahr. Als solche werden hier die anderen SkifahrerInnen auf der Piste erlebt. Sicherheit wird Unsicherheit ganz klar vorgezogen. Diese Präferenz bedeutet jedoch nicht die automatische Abwesenheit von Risiko, da auch bei Risiko das Gefühl von Kontrolle vorherrschend sein kann.

So wurde auch während der Aufenthalte in Tirol immer die aktive Rolle, die man durch selbst getroffene Entscheidungen einnimmt, betont. Ein Zitat aus dem risk´n´fun-Booklet (2013), das bei einem der risk´n´fun-Camps in Tirol ausgeteilt wurde und in dem die wichtigsten Eckpunkte der Ausbildung festgehalten werden, zeigt diese Haltung:

„Durch kompetente Führung, sorgfältige Vorbereitung und Tourenplanung, funktionelle Ausrüstung und ähnliche Maßnahmen wird dieses Risiko ‚minimiert‘. Was dann trotzdem übrig bleibt, heißt eben ‚Restrisiko‘. [...] Statt von einem ‚Restrisiko‘ als Ergebnis einer ‚Risikominimierung‘ schlage ich vor, von einem ‚gewählten Risiko‘ als Ergebnis einer ‚Risikooptimierung‘ zu sprechen.“ (Töchterle, 2013, S. 48)

Auch Töchterle will also Risikosportler von einer defensiven Position, in der man sich einfach damit abfinden muss, dass ein gewisses Risiko immer bleibt, wegbringen, hin zu einer aktiven Rolle, in der das Risiko von dem/der SportlerIn selbst gewählt werden

kann. Dies überschneidet sich auch größtenteils mit der Ansicht von EdgeworkerInnen, die sich innerhalb bzw. nahe an gewissen Grenzen bewegen und so auch „nur“ diese (vorhersehbaren) Risiken eingehen (Lyng 1990, S. 875). Auch die für diese Arbeit geführten Interviews bestätigen im Endeffekt dieselbe Aussage – allen InterviewpartnerInnen war gemein, dass sie sich selbst eben nicht als passive EmpfängerInnen von Risiken sehen, sondern als MitgestalterInnen eben dieser risikobehafteten Situationen. Konstanze beschreibt das auf die Frage, was zu ihrer Sicherheit beiträgt:

„Ich würde sagen am ehesten die Information und die Übernahme von Selbstverantwortung. Dass ich einfach versuche, das Risiko für mich selbst und für alle anderen zu minimieren. [...] Aber ich glaube, primär ist es eben die Eigenverantwortung, dass man sich wirklich einfach konsequent überlegt: ist das richtig, geht das gut, passt das, kann ich das verantworten?“ (Konstanze)

Die weiteren Ausführungen zeigen diesen Umstand besonders am Beispiel der Lawine auf.

5.4. Persönliche Risikoakzeptanz

*„[A]lso so gesehen, ja minimal setze ich mich einem größeren Risiko aus.“
(Konstanze)*

Wie schon in der theoretischen Einleitung zu Risiko erwähnt, müssen Risiken immer bewusst als solche erkannt werden. Die Risiken am Berg, die von den InterviewteilnehmerInnen genannt wurden, decken hier ein sehr breites Spektrum ab (Knochenbrüche und andere mechanische Verletzungen, Absturz, Orientierungsverlust etc.). Das zeigt die intensive Auseinandersetzung und Beschäftigung mit der Thematik am Berg. Trotz aller anderwärtigen Überlegungen nimmt die Lawine als lebensgefährliches Risiko unbestreitbar den Hauptaspekt der Wahrnehmung der FreeriderInnen ein.

Das größte Risiko, das abseits der Piste eingegangen wird, ist laut den InterviewpartnerInnen die Lawine bzw. die Verschüttung durch eine Lawine, wie dieser kurze Dialog mit Clara deutlich zeigt:

*„L: Was kann deiner Meinung nach am Berg im Winter alles passieren?
C: Für mich als Skifahrer? [...] Lawinen.“ (Clara)*

Auch Laura nennt auf die gleiche Frage als erstes Risiko die Lawine: „Sodom und Gomorra. Wennst raus fahrst, dann tust, ich meine das erste, woran man denkt, ist einmal eine Lawine, das ist eh klar“ (Laura). Das Risiko Lawine als eingrenzender Rahmen für alle möglichen Unsicherheiten wird aus dieser Aussage deutlich, denn wie Laura sagt, im Grunde genommen kann viel mehr als nur eine Lawine passieren (Knochenbrüche, Erfrierungen, Orientierungsverlust etc.). Die Lawine jedoch bietet als recht konkretes und vermeidbares Ereignis einen Ausgangspunkt für die Beurteilung einer Situation. In solchen Aussagen wie der oben angeführten von Laura wird außerdem klar, dass die Kontextualität und Lokalität von Risikobewusstsein durchaus bewusst wahrgenommen wird. Aufgrund der erhofften Kontrolle werden sie nicht in verschiedene Überlegungen zur Sicherung der Situation am Berg mit einbezogen. Lawinen als begrenzender Rahmen für Möglichkeiten am Berg können als ein Grund für ihre vordergründige Wahrnehmung gewertet werden.

Als weiteren Grund für die Dominanz von Lawinen bei der Risikowahrnehmung kann die Tatsache gesehen werden, dass es in der untersuchten Gruppe schon mehrere Lawinenvorfälle ohne Todesfolge gab. Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf etwas Bekanntes gelenkt und es wird versucht, diese bekannte Situation zu vermeiden. Wie oft Lawinen ein Thema sind und auch tatsächlich passieren, soll der folgende Abschnitt aus dem Feldtagebuch zeigen:

„Auch Michael ist gekommen und war noch ziemlich fertig von seinem Tag: er war mit ein paar anderen Freunden am Tauern fahren und sie haben etwas abgetreten, das wohl ziemlich direkt auf seinen Freund zu gerutscht ist. Sein Freund konnte aber noch hinausfahren und meinte unten dann nur ‚Naja, so schlimm war es eh nicht.‘ Für Michael, der einen Lawinenabgang anscheinend zum ersten Mal erlebt hat, war es schon schlimm. Im weiteren Gespräch hat sich dann herausgestellt, dass schon ziemlich viele von den Leuten, mit denen ich immer so unterwegs bin, schon mal eine Lawine ausgelöst haben bzw. auch schon drinnen waren (die meisten konnten aber wieder raus fahren) und das für viele auch ein ziemlich dramatisches Erlebnis war.“

An diesem Abschnitt lässt sich auch die unterschiedliche Risikoakzeptanz zeigen, die in der theoretischen Diskussion bereits angesprochen wurde. Michaels Freund fühlte scheinbar noch Kontrolle über die Situation und verlor deshalb sein Gefühl von Sicherheit nicht (zumindest erweckte er den Anschein). Michael hingegen konnte die

Konsequenzen nicht genau abschätzen, wodurch er Unsicherheit verspürte. Die Kontrollillusion wurde durch diesen Vorfall sichtbar.

Daniel etwa beschreibt seine erste und bisher einzige Erfahrung mit der Lawine kurz und pragmatisch:

„Ahm, ja, ich war einmal verschüttet. Also ich bin einmal in einer Lawine gewesen, war eine Komplettverschüttung. Hab auch, ahm, bin auch glaube ich eine halbe Minute ohne Luft gewesen und ja, ein Freund hat mich da dann eben gerettet und mich gleich gehabt.“ (Daniel)

Diese sehr nüchterne Beschreibung soll nicht über die persönlichen Konsequenzen für Daniel hinwegtäuschen – sein Risikobewusstsein und seine Risikoakzeptanz haben sich seitdem deutlich verändert. So erzählt er, dass er bei angespannten Verhältnissen nur noch sehr defensiv fährt und auf große Gruppen verzichtet. Lieber unternimmt er stattdessen Ausflüge im sehr flachen Gelände²⁷ mit Freunden, denen er auch eine Kameradenrettung zutraut. Auch Alpträume waren noch lange nach dem glücklichen Ausgang der ganzen Gegebenheit keine Seltenheit.

Auch Dominik erzählt von einer Situation, in der er einen Lawinenabgang erstmals selbst erlebt hat:

„Und dann erster Hang, erste Lawine. Direkt darauf, erste Lawine abgegangen. Zehnerkar hinten runter. [...] Zweiter Hang, also ein paar Mugel weiter gefahren - überall alles weggebrochen, alles abgegangen, was gegangen ist. [...] [D]as war immer so viel, also 10cm die weggegangen sind einfach. Ohne irgendeinen Schwung oder so. Sobald du mit dem Brettl drauf warst, ist alles, ist der ganze Hang weg und die ganzen Schollen sind neben dir vorbei geflossen.[...] Und bei dem oberen Hang habe ich da rein gebremst und da ist dann wirklich was Starkes abgegangen und da haben wir dann aber abgeschnallt.“ (Dominik)

Auch Konstanze hat ihre Erfahrung mit einer kleineren Lawine gemacht:

„Bin dann, ich meine es war extrem leichter, pulvriger Schnee, aber es war halt so eine Tribschneegeschichte. Und ich bin dann in einem Hang mit so einem Tribschneebrett hinunter getragen worden und ich meine es war vielleicht sechs Meter oder so und dann war ich in der Lawinenverbauung und dann bin ich halt dann bis zur Hüfte drinnen gesteckt in diesem Tribschnee und habe eben versucht mich da auszugraben [...] Und dann habe ich mich da echt eine dreiviertel Stunde raus

²⁷ Flaches Gelände ist sicherer, da hier ein Lawinenabgang unwahrscheinlicher ist als im Steilgelände. Auch im Falle eines Lawinenabganges ist dieser meist nicht so groß, da die Schneemassen keinen Schwung erzeugen können.

buddeln müssen alleine. Und dann über die Lawinenverbauungen kraxeln und über irgendwelche Felsen runter hirschen, geschämt habe ich mich!“ (Konstanze)

Raphael, der vergleichsweise wenig abseits der Piste unterwegs ist, hat auch schon Erfahrungen mit einer Lawine gemacht:

„Mit der Lawine. Wie wir die abgetreten haben. Ahm, wir sind zu fünft oder sechst gewesen. Sind Zehnerkar rauf marschiert und sind dann hinten die Schneise hinuntergefahren und da (...) gibt es eine Stelle, wo du, wo du in diesen Kanal rein fährst und da ist ein Kollege von uns hinunter gefahren, ein paar waren schon unten, und ein Kollege von uns ist runter gefahren und ist einfach, der hat die Kurve jedes Mal (..) zu stark genommen. Der hat es nicht, der hat so einen schnellen, abrupten Abstoßer gemacht. [...] Bei jedem Schwung und beim dritten Schwung hat er ein Brett abgelassen und eine Kollegin von uns war unten weiter und ein zweiter Kollege auch und es hat halt (.) drei Leute haben halt geschrien und relativ schnell haben die dann reagiert, die unten gestanden sind, und sind auf die Seite gefahren. Das ist zum Glück da relativ gut gegangen da in dem Kanal drinnen, dass sie rauf raus gefahren sind. [...] Und der Kollege, der es abgetreten hat, ist zum Glück, der ist eigentlich stehen geblieben, also das ist alles unter ihm abgegangen. Da ist ober ihm nichts abgegangen, was ihn mitgerissen [hat].“ (Raphael)

Robert war schon in zwei Lawinenvorfälle involviert:

„Das erste Mal ist es in so einem Kessel abgegangen, der ganze Kessel eine dicke Schneedecke, ganz langsam abgerutscht nur und hat sich unten im Flachen direkt wieder aufgestaut. Da wir das Gebiet kennen, sind wir da einfach hinein gesprungen in diesen Kessel und dann ist das abgegangen. Das waren die ersten Lawinenerfahrungen, da war ich noch sehr jung. Und einmal war es eine Einwehung, wo sonst ein relativ locker gefallener Schnee gelegen ist und das war halt genau passend eingeweht, Nordhang. Über eine Kante drüber. Da wo sich auf der Kante relativ viel Schnee gesammelt hat und beim Hinfahren ist der abgebrochen und halt runter gerutscht. Aber auch vielleicht zwanzig Meter oder so, also jetzt nicht übertrieben weit. Wo wirklich große Sachen passieren könnten.“ (Robert)

Auch Clara spricht von einer Situation, „wo ich mir für mich nichts gedacht habe und auch für gewisse andere nicht. Einer [ist] halt da ein bissl zu hart rein gefahren und ein Lawinchen [ist] abgegangen, aber was schon mehr hätte sein können“ (Clara) und auch noch von einer Situation, in der sie selbst die Lawine ausgelöst: „[...] und einmal auch so beim Stehenbleiben so ein Lawinchen, das mich halt über einen Stein, über

einen Felsen hinunter getragen hat und dann halt noch nachfallender Schnee mich bedeckt, zugegraben und das wars.“ (Clara)

Dass dieses Risikobewusstsein nicht mit eigenen, direkten Erfahrungen zusammenhängen muss, zeigt das Beispiel von Laura.

„Ach so, ja, was schon, was wirklich was verändert hat in mir, dass ich (..) beobachtet habe, ich war nicht dabei, aber von der einen, also vom gegenüberliegenden Berg beobachtet habe, wie einfach Freunden von mir eine Lawine nach, hinterher gerollt ist im Prinzip. Also vermeintlich Freunden von mir. [...] Aber das war so ein derartiger Schock, wenn du zuschauen musst, wie das langsam hinten nach rollt und du siehst auf einmal irgendwie niemanden mehr. Dass das, also das hat mich auf jeden Fall davon abgehalten bisher, dass ich zumindest auf der Seite aktiv irgendwo rein fahre. [...] Also das wird mich schon ewig, mir schon ewig bleiben, dieser Anblick, wie das da hinten nach hinuntergesaust ist.“ (Laura)

Obwohl sie hier nur Zeugin eines solchen Lawinenvorfalles wurde, wurde die Erfahrung dermaßen verinnerlicht, dass Angst entstand. Zudem muss auch noch gesagt werden, dass Lauras Vater vor ihrer Geburt unter eine Lawine gekommen ist und deshalb auch von ihren Eltern keine Unterstützung für das Fahren im freien Gelände kommt.

Die Tatsache, dass sechs der elf interviewten Personen schon selbst Erfahrungen mit Lawinen machten und eine weitere Person einen Lawinenunfall aus nächster Nähe mitverfolgen konnte, zeigt die Präsenz, die Lawinen in dieser Gruppe einnehmen. Dieser Umstand erklärt auch, warum genau dieses Risiko unbedingt vermieden werden soll. Dieser Priorität der InterviewpartnernInnen soll auch in dieser Arbeit gefolgt werden und somit vornehmlich Strategien zur Vermeidung von Lawinen behandelt werden.

Ergänzend sollte noch erwähnt werden, dass das Bewusstsein über die verschiedenen Risiken (auch hier ist wieder die Lawine im Vordergrund) am Berg in dieser Gruppe erst in den letzten Jahren entwickelt wurde. Diese Tatsache kommt in vielen Passagen der Interviews, aber auch in den Ergebnissen der teilnehmenden Beobachtung immer wieder vor.

Ein kurzes Zitat aus den Interviews spiegelt die gängige Auffassung wider: „Lawine, das war ein Fremdwort, das hat gar nicht existiert irgendwie, bis halt später das

Bewusstsein gekommen ist. Hast halt Glück gehabt, dass nie etwas passiert ist“ (Armin).

Lawinen stellen für die FreeriderInnen eine reale Gefahr dar. Durch die bewusste Reflexion und Entscheidung wird aus dieser Gefahr jedoch ein, zumindest scheinbar einschätzbares Risiko. Diese klare Bestimmung der Lawine als größtes Risiko erklärt auch, warum viele der Sicherungsstrategien zur Vermeidung von Lawinen ausgelegt sind.

Die Hauptkomponente für die Bestimmung von Risikosport, das Risiko selbst, ist demnach vorhanden. Nun sollen die weiteren Merkmale von Risikosportarten am Beispiel des Freeridens gezeigt werden.

Die Frage, die nun hier beantwortet werden soll ist, ob Freeriden, wie es hier ausgeübt wird, als Risikosport nach Göring gesehen werden kann. Dafür werden nochmals die konstitutiven Elemente und Merkmale des Risikosportes (Göring, 2006, S. 50 f) herangezogen.

Individualität: Göring schreibt hier, dass Risiko immer ein subjektives und individuelles Risiko ist, das einzelne Personen eingehen und auch von der Tagesverfassung abhängig ist – auch hierfür gibt es in den erhobenen Daten einige Belege.

Zum einen blieben während der risk´n´fun-Camps an verschiedenen Tagen einige Leute in der Unterkunft, da sie sich körperlich nicht in der Lage sahen, die diversen Anstrengungen des Tages zu meistern. Einige davon waren krank und hatten Fieber, andere fühlten sich durch den vorangegangenen Tag zu erschöpft. Auch ob die eigene Grenze denen der anderen entspricht, muss immer individuell abgewogen werden, wie beispielsweise Konstanze beschreibt:

„Aber es gibt durchaus Leute in meinem Freundeskreis, wo ich sage, da weiß ich, die haben eine höhere Risikobereitschaft als ich und da muss ich mir für mich überlegen, je nach Tag und Schnee und Wetterlage und Tagesverfassung, ob ich mit denen mitfahren möchte oder nicht. Weil am Ende ist es doch meine Entscheidung [...] Und deswegen ist es einfach gut, wenn man sich immer wieder vor Augen hält: kann ich das, schaffe ich das, wo sind meine Limits, wo ist mein Level, wie sicher fühle ich

mich, auch wie ist meine Tagesverfassung. Das ist auch voll wichtig, weil manchmal ist man halt besser drauf und manchmal nicht so gut.“ (Konstanze)

Dieser Individualität waren sich ausnahmslos alle TeilnehmerInnen bewusst, jeder bestätigte, dass die Eigenverantwortung am Berg nicht abgegeben werden kann. Laura betont dies in einer kurzen Aussage: „Ansonsten muss da irgendwo jeder Mensch für sich selber denken und vor allem wenn man ins Gelände fährt. Da kann dir sowieso niemand helfen, das musst du sowieso selber wissen“ (Laura).

Auch bei verschiedenen Gesprächen über die Haftung bei Unfällen wurde immer wieder betont, dass man sich eigenverantwortlich in die Berge begibt. Es kann also das Element der Individualität für das Freeriden bestätigt werden.

Situationsbegrenzung: Wie Göring schreibt, brauchen Risikosportarten einen klaren Anfangs- und Endpunkt, zwischen denen sich die risikobehafteten Situationen abspielen. Dieser Punkt kann hier sehr knapp beantwortet werden. Nachdem das Hauptrisiko hier als die Lawine identifiziert wurde und die (geöffnete) Piste als lawinensicher gilt, ist der Startpunkt für die Risikosportart das Verlassen des gesicherten Geländes und der Endpunkt, wenn die Abfahrt wieder auf eine Piste trifft oder wenn man sich wieder beim sicheren Ausgangspunkt befindet. Armins Aussage macht das deutlich: „Dass das meiste Adrenalin, oder halt die Endorphine, oder was ist das, Endorphine, verschüttet werden, wenn du eigentlich die Tour geschafft hast und wieder sicheren Boden unter den Füßen hast und sagst ‚Woah ist das geil!‘“ (Armin). Somit kann auch dieser zweite Punkt als für das Freeriden erfüllt gesehen werden.

Freiwilligkeit: Ob eine risikoreiche Situation freiwillig eingegangen wurde, ist ein elementarer Punkt bei der Bestimmung von Risikosportarten. Hier soll ein Beispiel aus der teilnehmenden Beobachtung in Tirol diesen Umstand verdeutlichen. Vor einer Abfahrt im freien Gelände wurde an einem sicheren Platz lange mit den Freeriderinnen über die Durchführbarkeit dieser Abfahrt diskutiert – einige waren der Meinung, dass sowohl die Lawinensituation als auch das eigene Können ihnen die Abfahrt erlauben, andere waren sich dessen nicht sicher und entschlossen sich, auf der Piste abzufahren und die Gruppe weiter unten wieder zu treffen. Diese Situation zeigt sowohl die vorhin behandelte Individualität als auch die freiwilligen Entscheidungen, die beim Freeriden vorherrschen.

Es gibt natürlich auch Situationen, in denen man sich den Risiken nicht freiwillig aussetzt, wie das bei Laura der Fall war:

„[...] ich habe halt vier Mal gesagt, ich will nicht in die betreffende Rinne rein und er hat halt immer gesagt ‚nein, da fahren wir eh nicht rein, wir fahren da seitlich vorbei‘ und nachdem ich gewusst habe, dass das schon geht und das wir dann wo anders hinkommen würden bin ich da halt mitgefahren und, zack die Bohne, bin ich drinnen gestanden in der Rinne und hab halt mal einen kleinen Anfall bekommen, dass ich genau da nicht hinein wollte.“ (Laura)

Hier fehlen sowohl Individualität als auch Freiwilligkeit. Zwar wurde die Entscheidung mitzufahren bewusst getroffen, die Konsequenzen waren jedoch nicht bekannt. Zudem konnte der Flow und die damit einhergehenden positiven Gefühle, um die es beim Freeriden geht, nicht erreicht werden. Somit kann dieser Ausflug ins ungesicherte Gelände nicht als Risikosport im hier verwendeten Sinn gesehen werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die konstitutiven Elemente des Risikosportes für das Freeriden gegeben sind. Als nächstes soll nun kurz auf die zentralen Merkmale, ebenfalls nach Göring, eingegangen werden.

Außergewöhnliche körperliche Anstrengung und ungewohnte Körperlagen und

-Zustände: die Konfrontation mit Naturkräften ist hier durch den Tiefschnee, in dem das Freeriden stattfindet, gegeben. Je mehr Schnee liegt, desto anstrengender ist auch die Bewegung darin und desto körperlich anstrengender ist das Fahren, wie auch Laura bemerkt: „Und dann so viel Kraft, dass du den ganzen Tag durchfahren kannst. Das wär dann auch noch spitze“ (Laura). Diese erschwerten Bedingungen sind jedoch ein gewünschter Zustand, wenn man bedenkt, dass alle TeilnehmerInnen (Interviews und teilnehmende Beobachtung) sich immer mehr Schnee wünschten, wie sich durch diverse Aussagen leicht erkennen lässt: „[a]ber das Gefühl in einem richtig satten, tiefen Schnee zu fahren und die Landschaft zu sehen, ohne dass irgendwo eine Spur ist“ (Dominik), „[e]s hat die ganze Nacht geschneit, ein Meter Neuschnee, in der Früh reißt es auf, die Sonne scheint, es ist pulverig“ (Konstanze) etc.

Auch die ungewohnte Körperlage, die bei Göring mit dem ‚Schweben‘ über Wasser (Surfen) angegeben ist, kann hier leicht als ‚Schweben‘ über den Schnee gesehen werden.

Auch die nächsten Punkte, der **ungewisse Handlungsausgang und die unvorhersehbaren Situationsbedingungen** zeigten sich während des Feldaufenthaltes immer wieder. So war ein Standard-Satz als Abschluss des Lesens des LLB: „Naja, ganz genau wissen kann man es vorher eh nie!“. Somit können für die Bestimmung von Freeriden als Risikosport auch die oben genannten Punkte als vorhanden angenommen werden.

Während des Freeridens kommt es auch immer wieder zu **lebensgefährlichen Aktionen**, wie etwa Stürze oder Lawinenabgänge. Wie oben schon beschrieben, ist die Überlebenschance, wenn man unter einer Lawine begraben wurde, aufgrund möglicher mechanischer Verletzungen und der fehlenden Luftzufuhr schon nach wenigen Minuten sehr gering. Somit kann auch dieser Punkt nach Göring bestätigt werden.

In engem Zusammenhang zu unvorhersehbaren Situationsbedingungen steht der **Situationsdruck**, das heißt die kurzfristige Änderung gewisser Maßnahmen aufgrund der sich verändernden Situation. Diese teilweise überraschenden Bedingungen spricht Bärbel an, „[a]ber es war doch irgendwie [...], dass halt ein Hang doch überraschend anders ist. Weil bei allen Faktoren, Erfahrungen, die man mit einbezieht, weißt du es immer erst, wenn du drinnen bist“ (Bärbel). Nachdem man immer erst weiß, wie der Hang ist, wenn man drinnen ist, muss man auch die Abfahrt dementsprechend umgestalten und planen. Somit kann auch dieser Punkt von Risikosport für das Freeriden als gegeben gesehen werden. Die Kategorisierung von Freeriden als Risikosport ist zulässig. Dies wird wichtig, wenn die Sicherheitsstrategien als Pre-Performance-Routines, die bisher nur für den Leistungssport gebraucht wurden, auch für das Freeriden angewandt werden sollen. Denn wenn man davon ausgeht, dass etwas Bedeutendes (hier im Extremfall das eigene Leben oder das Leben anderer FreeriderInnen) auf dem Spiel steht, können die Kernelemente von PPR (Sicherheit vermitteln, Bewegungsabläufe anpassen etc.) auch für das Freeriden von Bedeutung sein.

Durch diese Erweiterung der eigenen Grenzen kann somit die Risikoakzeptanz bei gleichbleibender Risikobereitschaft erhöht werden. Durch den Ausbau der eigenen Fähigkeiten verringert sich das Verletzungsrisiko auch im ungesicherten und nicht präparierten Skiraum. Das Basiskönnen für die Bewältigung der risikobehafteten

Situation ist vorhanden. Dadurch können die Rahmenbedingungen ausgeweitet werden und neue Risiken, nicht erhöhte Risiken, werden zur neuen Risikosituation. Wie viele andere AutorInnen betonen auch Brymer und Schweitzer, wie wichtig die Erfahrungen der SportlerInnen sind, um die Risikobereitschaft auf einem ähnlichen Level zu halten.

Wie sich diese Erweiterung der eigenen Fähigkeit, mit Risiken zu verfahren, manifestieren kann, wird in Kapitel 5.4.2. genauer dargelegt und mit Daten der empirischen Forschung belegt.

5.5. Das Bewusstsein über Kontrollillusion

„B: Ja 100%ige Sicherheit gibt es nie. Man kann nur für sich selbst das Risiko minimieren, wenn man sich informiert und das auf das eigene Können anpasst, was man machen kann und was nicht [...].

A: Und dass dir halt bewusst ist, dass das mit dem Restrisiko, dass du mit dem leben kannst. [...]

B: Ja, mit dem [du] leben kannst. Dass du nie ganz sicher unterwegs bist. [...] Dass immer irgendwas sein kann.“ (Bärbel & Armin)

Die ständige Anwesenheit von dem Begriff „Restrisiko“ während der Interviews aber auch während der teilnehmenden Beobachtung zeigt auf, dass Kontrolle über die Situation nur scheinbar ausgeübt wird. Somit bleiben immer noch Elemente, die nicht kontrolliert werden können und trotz sämtlicher Vorbereitungen ein Risiko darstellen. Zudem zeigt sie auch, dass diese Illusion bewusst wahrgenommen, jedoch in Überlegungen nicht miteingerechnet wird. Unter anderem spricht Konstanze von diesem Restrisiko:

„Ahm, ja es ist halt sozusagen, man muss halt das Risiko minimieren so gut man kann, es bleibt immer ein Restrisiko am Berg, da sind wir uns alle bewusst darüber. Aber wenn man das irgendwie einschränken kann, muss man das natürlich versuchen.“ (Konstanze)

Auch Armin ist sich der Illusion, der man sich hingibt, bewusst: „[...] du gehst auf den Berg und du kannst das Restrisiko nie ausschließen. Du kannst dich informieren, oder deine Erfahrung, aber trotzdem, das Risiko Berg besteht immer“ (Armin).

Auch durch den ständigen Wunsch nach Weiterbildung wird klar, dass versucht wird, diese Kontrollillusion in eine tatsächliche Kontrolle zu wandeln, wie Dominiks einleitende Worte zu seiner eigenen Weiterbildung sehr gut verdeutlichen:

„Also ich müsste eh noch viel mehr machen, muss ich ganz ehrlich sagen. Aber da lernst du zwar super Grundlage und ein paar Kleinigkeiten, aber wenn du dich nie damit beschäftigst, oder dich weiter damit beschäftigst, bringt dir das genau, also bringt es dir schon ein bissl was, aber nicht wirklich was.“ (Dominik)

Ein weiterer Aspekt dieser Kontrollillusion soll hier noch erwähnt werden. In einer Situation, in der etwas schief läuft, wenn in dem Fall hier also eine Lawine abgeht, suchen die meisten RisikosportlerInnen den Fehler bei sich selbst oder anderen äußeren Faktoren. So beschreibt Daniel die Entscheidungsfindung, bevor er unter eine Lawine kam, wie folgt:

„Ahm, das ist außerhalb vom Skigelände passiert, beim Filmen und ah, da war einfach auch nicht viel Überlegung dabei an dem Tag. Sondern das war einfach mehr, wir wollten nur irgendwas auf Kamera haben und wir wollten unbedingt dort einmal die steilen Sachen fahren. Es war ein schlechter Winter, es war nicht viel Schnee. Nicht viel Zeit gehabt und dann will man es halt hin und wieder einfach zerreißen in kürzester Zeit und das, glaube ich, war das Problem in der Phase.“ (Daniel)

Auch Dominik sagt, er hätte seine vorbereitenden Maßnahmen nicht richtig durchgeführt, sonst hätte er die Situation ganz anders eingeschätzt:

„Da habe ich nicht wirklich darauf geachtet, wie der Lawinen (.) also Lawinenlagebericht habe ich gelesen, war ein Zweier. Aber ich habe nicht darauf geachtet, dass es in der Nacht voll geweht hat. Und dann bin ich halt mit einem Studienkollegen, dem wollte ich halt in Obertauern auch etwas zeigen, wenn der extra kommt, ok, schauen wir, dass wir ein bissl was fahren.“ (Dominik)

Dass dieser Selbstbetrug bewusst wird, kam in den Interviews nur ein einziges Mal, bei Bärbel, vor:

„[O]ffiziell von den Bergrettungsseiten bekommt man dann objektivsten Bericht, was wirklich gewesen ist, und häufig, wo man sich denkt ‚ok, das wäre mir vielleicht nicht passiert‘ weil man sich einfach denkt, also bei diesen Verhältnissen hätte ich das einfach nicht gemacht‘. Aber auch sehr häufig, wo man sich denkt, eigentlich scheiße, echt scheiße. Das hätte mir genauso passieren können, das war einfach Pech!“ (Bärbel)

Wie schon in der theoretischen Einleitung erwähnt, wird dadurch das Vertrauen in die eigenen Entscheidungen nicht angezweifelt und Sicherheit kann nach wie vor hergestellt werden.

5.6. Die Durchführung persönlicher Sicherungsstrategien

*„Sicherheit in dem Sinn kann ich nur schaffen, indem ich versuche möglichst rationale Entscheidungen zu treffen, mich so gut wie möglich zu informieren und natürlich auch eine gute Ausrüstung dabei zu haben.“
(Konstanze)*

Sowohl in den Interviews als auch während der teilnehmenden Beobachtung konnten verschiedene Sicherungsstrategien identifiziert werden, die zur Herstellung von (scheinbarer) Kontrolle herangezogen werden.

Wie sich diese Vorbereitung nun konkret manifestiert, wenn geplant ist, im Winter am Berg außerhalb des gesicherten Geländes unterwegs zu sein, soll im nächsten Abschnitt anhand ausgewählter Beispiele gezeigt werden, um ausgeführte Pre-Performance-Routines zu identifizieren.

Grundsätzlich können zwei unterschiedliche Typen von Sicherungsstrategien erkannt werden. Zum einen gibt es Strategien, die vor mechanischen Einwirkungen und damit Verletzungen schützen bzw. die Folgen dieser Verletzungen abmildern sollen. Diese Strategien wirken sehr direkt und der Zusammenhang zwischen gesetzter Handlung und Auswirkung lässt sich leicht nachvollziehen. Es werden zwei Beispiele, das Tragen des Helms und die Absicherung vor großem finanziellen Schaden durch Abschließen einer Versicherung, für diese Art der Strategie dargelegt.

Als weiterführende Sicherungsstrategien wurden hier Handlungen identifiziert, die über die Prävention vor mechanischen Verletzungen hinausgehen und sich meist mit der Vermeidung eines Lawinenabganges auseinandersetzen. Die Anwendung dieser Strategien erfordert zusätzliches Fachwissen. Handlung und Auswirkung scheinen nicht mehr so nahe zusammen zu liegen. Bonß' Entkoppelungsphänomene greifen hier häufig. Auch diese Strategien werden anhand zweier Beispiele, dem Lesen des Lawinenlageberichtes und dem Pieps-Check, erläutert. Wie sich zudem noch zeigen wird, besitzen weiterführende Sicherungsstrategien mehrere rituelle Dimensionen.

Die hohe Präsenz und auch die hohe Dichte an Vorfällen mit Lawinen zeigen jedoch auch, dass die Sicherungsstrategien, die von den FreeriderInnen angewandt werden, nicht immer greifen. Dennoch begeben sich diese Personen immer wieder ins freie Gelände und fühlen sich dort auch sicher. Die Wirkung der hier angewandten Sicherungsstrategien kann also nicht nur in ihrer einfachen Anwesenheit erklärt werden, sondern muss darüber hinaus noch andere Wirkungen besitzen. Auch diesem Umstand soll am Ende des Kapitels noch Raum gegeben werden.

5.6.1. Das Equipment und seine Auswirkungen

*„Und jetzt habe ich die Ausrüstung und ohne der Ausrüstung würd ich aber auch gar nicht abseits fahren.“
(Sarah)*

Durch das Mitführen gewisser Ausrüstungsgegenstände wird diese ausgeführte Kontrolle bzw. die Illusion darüber besonders deutlich. Die FreeriderInnen fühlen sich dadurch viel sicherer. Wie diese Sicherheit durch materielle Objekte hergestellt wird, soll hier gezeigt werden.

Zu den Ausrüstungsgegenständen, die Sicherheit erzeugen, zählen besonders diejenigen, die weiter oben schon in den Empfehlungen des Oesterreichischen Alpenvereins erwähnt wurden. Das LVS-Gerät, Schaufel und Sonde, Erste-Hilfe-Paket, Airbag-Rucksack und an erster Stelle der Helm. Wie jedoch auch schon einführend erwähnt wurde, ist das Wissen, wie dieses Equipment gehandhabt wird, von großer Bedeutung und auch den TeilnehmerInnen der Studie durchaus bewusst.

Das Tragen des Helmes: Diese Sicherungsstrategie wird jeden Tag am Berg ausgeführt, der Helm wird also jeden Tag aufgesetzt. Je einfacher und direkter der Schutzmechanismus wirkt, desto eher wird auch darauf vertraut und eingegangen, wie das am Beispiel des Helmes in mehreren Interviews sehr gut sichtbar ist:

„D: Und ja, Helm ist sowieso nicht mehr wegzudenken irgendwie.“

Lisa Gappmayer: Warum?

D: Ja ich meine, ich bin echt ein paar Mal am Schädel gelandet und irgendwie ist das mit Helm schon sehr viel angenehmer worden damit. [...] Naja, zum Beispiel, ich bin schon lange nicht mehr mit Haube gefahren und ich bekomme ein ungutes Gefühl dabei. Und dann denk ich mir, ja warum, wenn ich das jetzt nicht oben habe, dann

könnte ja was passieren und dann fängt genau schon das zum Umschalten an: Fahre ich ohne, dann könnte etwas sein, fahre ich mit, dann fühl ich mich wieder besser. [...] Ich zieh ihn doch lieber an oder ich nehme doch lieber das mit.“ (Dominik)

„Mehr [gefährliche Sachen] mache ich deswegen sicher nicht, aber was mir aufgefallen ist, ich fahre schneller mit Helm. Ja schon, ich fahre schneller. [...] also ich finde, man fährt schon so ein bisschen schneller. Dadurch.“ (Laura)

„Weil ich mich, das hab ich jetzt nie gesagt, gell? Für mich ist das so selbstverständlich. Ahm. Weil ich mich mit Helm viel, viel sicherer fühle. Auf der Piste, weil wenn mir mal wer rein fährt, ich mir dann nicht so viel tun kann und abseits, weil ich dann geschützter bin.“ (Sarah)

„Ja ABS und Helm gibt einem zumindest das direkte Gefühl von Sicherheit, weil das kann man sich irgendwie vorstellen, wenn man stürzt und irgendwie in einen Stein reinbrettert, das kann immer mal passieren. Ich meine, bei den anderen Sachen, man geht eh davon aus, dass man Schaufel, Sonde und ABS, Pieps eigentlich nicht braucht. Davon gehe ich aus, dass ich das mein ganzes Leben lang nicht brauch. Helm ist schon eher vorstellbar, dass du einmal in einen Baum krachst oder weiß ich nicht.“ (Bärbel)

Auch während der Feldaufenthalte konnte ich kaum beobachten, dass eine Person ohne Helm am Berg unterwegs war. Als exemplarisch lässt sich hier eine Begebenheit wiedergeben, als ich selbst den Helm vergessen hatte. Clara, mit der ich an diesem Tag unterwegs war, bot mir ihren Helm an, war aber dann doch unsicher, weil sie dann ohne Helm unterwegs gewesen wäre. Aus diesem Grund wollte ich auch das Angebot nicht annehmen. Also sind wir schnell in ein Sportgeschäft gegangen, in dem man sich auch sämtliches Equipment ausleihen kann, um einen Helm für mich zu holen. Dort haben wir Leonhard getroffen, den Bruder eines Freundes, der sich gerade Ski ausleihen wollte. Wir sprachen kurz über mein Vergessen des Helmes und dass ich nicht mehr Snowboarden möchte ohne Kopfschutz, weil es sich mittlerweile schon ungewohnt und deshalb auch unsicher anfühlt. Auch Clara stimmte mir in diesem Punkt voll und ganz zu. Nach kurzem Überlegen lieh auch Leonhard einen Helm aus. Seine Begründung: wenn es schon so einfach ist, sich vor so „Lappalien“ wie einem blöden Sturz zu schützen, sollte man das auch besser machen.

Durch den Helm gehen die FreeriderInnen davon aus, die Konsequenzen eines Sturzes oder Zusammenpralles besser kontrollieren zu können. Wie aus den hier ausgewählten Zitaten und den Aufzeichnungen im Forschungstagebuch deutlich hervorgeht, ist die Direktheit, mit der ein Ausrüstungsgegenstand schützt, und die Häufigkeit, mit der dieser Schutz erfahren wird, von großer Bedeutung für die Anerkennung des Schutzes. Für jede(n) der InterviewteilnehmerInnen ist ein Sturz auf den Kopf leicht vorstellbar und der Helm ein einfaches Mittel, die Konsequenzen dieses Sturzes abzuschwächen.

Anders wird es bei Ausrüstung, die nicht so direkt schützt und deren Verwendung ein gewisses Vorwissen erfordert. Diesen Unterschied meint auch Bärbel in ihrer oben angeführten Aussage, dass sie hofft, dass sie ihre Notfallausrüstung nie brauchen wird, den Helm aber schon. Der Umgang mit Ausrüstungsgegenständen, deren Schutzwirkung sich nicht unmittelbar zeigt, wird in Kapitel 5.4.4. und 5.4.6. noch genauer diskutiert.

Eine weitere Sicherungsstrategie, die sehr augenscheinlich ist, ist der Schutz vor allzu hohen Folgekosten durch den Abschluss einer Versicherung. Auch hier sollen die Konsequenzen eines Ernstfalles kontrolliert werden. Diese Konsequenzen greifen die vorhin aufgezählten Risiken auf:

„Und die deckt auch relativ viel ab, also was Hubschrauberbergung betrifft, Krankenhausaufenthalt bei Knochenbrüchen und so Sachen. [...] weil es kann etwas passieren und dann wirst du abgedeckt. Sei es jetzt, du bist selber verantwortlich wegen irgendwas, du gerätst in Bergnot, oder was auch immer. So Sachen kann man ja immer verwenden. [...] ich weiß zumindest im Hinterkopf: ich bin auf der sicheren Seite. Und sitz dann nicht auf einem Haufen Kosten oder was auch immer, dass dann irgendwas ist. Gott bewahre, dass irgendwas ist, aber ich glaube, ohne Versicherung auf den Berg gehen ist blöd.“ (Dominik)

„Die deckt recht viel ab, eben auch so, ich habe die hauptsächlich für so Reha-Sachen und Physiotherapie, MRT, Sachen die man eben bei, bei Verletzungen nicht so schnell bekommt im Krankenhaus, wo man dann einfach ein privates Service in

*Anspruch nehmen kann. Und da ist halt so Hubschrauber und alles möglich dabei.“
(Sam)*

Auch bei Konstanzes kurzem Zitat zeigt sich, warum durch die Versicherung Sicherheit hergestellt wird:

„[...] dann bekommt man halt auch noch die Sicherheit, dass man abgeholt wird, wenn irgendwas schief geht. Und wie gesagt, man kann nicht jedes Risiko ausgrenzen. Man kann sich einmal verletzen und dann ist man richtig froh, wenn der Hubschrauber kommt.“ (Konstanze)

Alle bis auf Laura („Also ich habe mir ehrlich gesagt speziell darüber noch nie Gedanken gemacht“) wussten genau, was die eigens für das Freeriden abgeschlossene Versicherung abdeckt und wie weit sie damit gehen können. Bei gleicher Risikobereitschaft können sie also mehr Risiko eingehen, da die Konsequenzen kontrolliert werden können.

Diese hier beschriebenen Sicherungsstrategien reduzieren die Unsicherheit auf ein tragbares Minimum, um das gesicherte Gelände überhaupt zu verlassen. Besonders wichtig ist einerseits die Bergung, die mitunter ohne Versicherung mehrere tausend Euro kosten kann. Andererseits jedoch auch die Behandlungen, die bei einer komplizierten Verletzung ebenso ihren Preis haben. Mit einer speziellen Versicherung muss man sich zumindest darüber keine besonderen Gedanken machen. Um jedoch abseits der gesicherten Pisten weitere Risikosituation kontrollieren und den angestrebten Flow-Zustand erreichen zu können, sind weitere Strategien nötig. Diese Erweiterung der eigenen Grenzen soll mithilfe des Edgework-Konzepts von Lyng erklärt werden.

5.6.2. Die angewandte Ausweitung der Grenzen

*„Man muss halt an seine Grenzen kommen um besser zu werden und ich will mich ja schon auch verbessern.“
(Clara)*

Wie schon in der theoretischen Diskussion deutlich wurde, hat Edgework nach Lyng auch einen sicherheitsherstellenden Aspekt. Wie weit Edgework hier von den FreeriderInnen betrieben wird und welche Konsequenzen das für das persönliche Sicherheitsgefühl der Ausübenden hat, soll genauer untersucht werden.

Der bewusste Balanceakt zwischen Sicherheit und Gefahr und der damit einhergehenden Erweiterung der persönlichen Grenzen konnte häufig beobachtet werden. Immer wieder entstanden Situationen, in denen einzelne Personen vor einer Abfahrt oder einem bestimmten Hang gezögert haben. Selten, aber doch äußerten sie ihre Zweifel auch verbal, in dem sie um eine Bestätigung der Einschätzung anderer FreeriderInnen baten o.ä. In den meisten Fällen jedoch konnte man den körperlichen Ruck beobachten, den sie sich geben mussten, um eine Abfahrt zu wagen. Dieses Überschreiten der eigenen Grenzen konnte auch ich am eigenen Leib bei den risk´n´fun-Camps in Tirol mehrere Male erleben. Aus Gesprächen im Feld bestätigt sich, dass auch andere FreeriderInnen diese so empfunden haben. Dabei geht es hauptsächlich um die Auslöschung der eigenen Zweifel an der Unternehmung. Auch in den Interviews kamen ähnliche Situationen immer wieder zur Sprache. So etwa erklärt Bärbel ihre persönliche Grenzerweiterung:

„Weil am Anfang, weißt eh, immer so die safe-safe Sachen oder schaust einmal, dann kennst du dich da ein bisschen aus und dann gehst halt immer ein Stückchen weiter irgendwie. [...] Ja es entwickelt sich weiter würde ich sagen. Es entwickelt sich halt mit der Zeit irgendwo auch mit diesen Erfahrungen, wo du eben weißt, das war jetzt nicht ganz in Ordnung. Da erkennt man halt die Grenze irgendwo, daran merkt man die Grenze.“ (Bärbel)

Diese Spannung zwischen Geborgenheit und neuem Terrain, die während einer Abfahrt vorhanden ist und sich erst wieder auflöst, wenn Sicherheit wieder hergestellt ist (entweder durch „unfallfreies“ Abfahren oder durch eine Erweiterung der eigenen Kompetenzen) ist ein Hauptmerkmal von Edgework. Armin beschreibt, wie es sich für ihn anfühlt, wenn er eine Situation hinter sich gebracht hat, in der er sich nicht sicher fühlte: „Dass das meiste Adrenalin, oder halt die Endorphine, oder was ist das, Endorphine, verschüttet werden, wenn du eigentlich die Tour geschafft hast und wieder sicheren Boden unter den Füßen hast und sagst ‚Woah ist das geil!‘“ (Armin). Durch Kontrolle in Situationen, in denen die Kontrollillusion und somit der unsichere Charakter bewusst war, werden die Grenzen der eigenen Risikosituation erweitert.

Clara bestätigt diese Annahme in ihrer Aussage, dass sie gerne mit Leuten unterwegs ist, die besser sind als sie, die also riskantere Abschnitte einer Variante oder überhaupt riskantere Varianten fahren können und sie „pushen“ – „wenn man mit Leuten unterwegs ist, oder ich habe es ganz gerne, wenn ich auch gepusht werde, wenn die vielleicht sogar besser sind als ich und ich mich halt auch verbessern kann“ (Clara).

Durch dieses „pushen“ werden Claras Fähigkeiten verbessert und somit auch ihre Grenzen erweitert. Sie nimmt diesen Balanceakt auch selbst sehr bewusst wahr. „[...] wenn ich gewisse Situationen eingehe, wo ich mich nicht wirklich sicher fühle, aus denen lerne ich ja auch voll viel. Man muss halt an seine Grenzen kommen, um besser zu werden, und ich will mich ja schon auch verbessern“ (Clara). Diese Verbesserung, die Clara hier anspricht, zieht auch wieder eine erhöhte Gefühl von Kontrolle mit sich, da die ausgeführten Aktionen mit mehr Sicherheit durchgeführt werden können und die damit verbundenen Entscheidungen somit auch sicherer getroffen werden können. Auch Sarah beschreibt eine Situation, in der ihr die Kontrollillusion durchaus bewusst war und sie sich schon über ihren gefühlten Grenzen der Sicherheit aufhielt. Aufgrund des Vertrauens in die Kontrolle einer Autoritätsperson ließ sie sich jedoch auf die Situation ein und erweiterte somit ihre Grenzen:

„Ja, wir sind dann mal [...] so einen Kamm entlang gegangen, wo ziemlich der Wind geblasen [hat]. Und der Bergführer hat gesagt: ‚Ja zu weit rechts sollten wir jetzt nicht gehen, weil dann ist die Lawinengefahr recht groß‘, aber links war halt nur, also blanke Felsen eigentlich und es ist ziemlich weit runter gegangen und da ist mir schon ein bissl der Reiss gegangen, da hab ich schon ein bissl Angst gehabt und mir gedacht ‚Oh Gott! Ich mein, Gott sei Dank ist ein Bergführer da und der wird schon wissen, was er da, was er macht. Der wird jetzt die Gruppe nicht in Gef-, also in unnötige Gefahr bringen‘ und es hat sich dann auch wirklich ausgezahlt, es war wirklich wunderschön. Aber der Weg zu diesem Hang war nicht ohne. Also alleine, ohne Bergführer hätt ich das niemals im Leben gemacht.“ (Sarah)

Wie schon erwähnt, benötigen einige Sicherungsstrategien sehr spezifisches Wissen, weshalb hier auf den Aspekt der freiwilligen Weiterbildung genau eingegangen werden soll. Diese Weiterbildung kann als Edgework gesehen werden. Auch dadurch wird zukünftig mehr Kontrolle erlangt und somit die eigenen Grenzen erweitert. Personen, die sich dem Risiko einer Lawine oder sonstigen Verletzung im freien Gelände aussetzen, sind sehr darauf bedacht, die eigenen Fähigkeiten in diesem Bereich weiter auszubauen. Im Zusammenhang mit Freeriden bedeutet dies sowohl die kontinuierliche Entwicklung des fahrtechnischen Könnens als auch des Fachwissens, wie ein Berg bzw. ein einzelner Hang einzuschätzen ist. Physische Bedrohung kann meist durch die (Weiter-)Entwicklung spezifischer Fähigkeiten beseitigt oder zumindest abgemildert werden. Sam hat diese Erfahrungen schon öfter gemacht:

„Allerdings ist es schwierig, weil man halt erst mit einem gewissen Erfahrungsschatz und mit, mit viel Zeit, die man für so etwas investiert, für so einen Sport, [Entscheidungen treffen kann]. Ich habe früher auch viele Fehler gemacht, die ich jetzt nicht mehr mache, und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass eben Urlauber, die oft nur eine Woche Zeit haben im Jahr, dass die diesen Erfahrungsschatz und das, dieses weitgehende Denken gar nicht mitbringen können und dann oft dumme Sachen machen, einfach weil man es nicht besser weiß.“ (Sam)

Diese Wissensaneignung hängt stark von der Bereitschaft der einzelnen Person ab, sich zu informieren und somit Risiken wahrzunehmen. Nur dann kann man auch versuchen, diese zu minimieren. Sarah hält diesen Aspekt fest: „[...] ich meine, Angebot ist ja genug da. Angebot, dass man sich informiert und das alles anschaut, ist im Normalfall in so einem Skigebiet genug, aber das ist, es hängt zu 99% von der eigenen Bereitschaft ab [...]“ (Sarah). Diese Bereitschaft hängt wiederum stark vom Risikobewusstsein ab.

Das Verhalten am Berg spiegelt also auch Großteils diesen Wissensstand wieder: „[...] dass man sich einfach verhalten soll, wie weit der Wissensstand und der Stand vom sportlichen Können reicht. Man sollte halt Situationen meiden, mit denen man dann komplett überfordert ist“ (Sam).

Dieser Punkt, der von den InterviewpartnerInnen immer wieder genannt wurde, in Gesprächen während der teilnehmenden Beobachtung immer wieder vorkam und auch in der Arbeit schon kurz angesprochen wurde, ist die Aus- und Weiterbildung im Bereich der Risikoprävention und in weiterer Folge auch der Verhaltensmaßnahmen im Notfall. Die teilnehmende Beobachtung wurde hier auch während zwei solcher Ausbildungscamps „risk´n´fun“ des Oesterreichischen Alpenvereins durchgeführt. Man konnte deutlich merken, wie die Sicherheit der TeilnehmerInnen im Verlauf der fünf Tage der Kurse deutlich zunahm, auch wenn sie den Umgang mit dem Equipment nicht zu 100% beherrschten oder den LLB noch nicht lückenlos verstanden. Dennoch wurden Entscheidungen schneller und bestimmter getroffen. In den Gesprächen am Abend wurde deutlich, dass sich die TeilnehmerInnen eine eigene Meinung von der Situation am Berg bildeten und diese auch aufgrund berechtigter Anhaltspunkte zustande kam. Die eigene Einschätzung wurde aufgrund des Gelernten immer fundierter und somit fühlten sich die TeilnehmerInnen auch zunehmend sicher.

Sarah war auch eine der Teilnehmerinnen bei einem dieser Camps. Sie beschreibt ihre Motivation, daran teilzunehmen, wie folgt:

„[M]ir war auch wichtig, dass ich mich selber auch auskenne beziehungsweise vor diesen Camps, ahm, gab es halt einen in unserer Gruppe, der das schon einmal gemacht hat, so ein risk´n´fun-Camp und der von sich aus dann eigentlich auch gesagt hat, also ihm wär es lieber, wenn wir, die anderen, eben das auch machen würden, weil dann wär er nicht immer so der Leader und hätte nicht die ganze Verantwortung, also weil er hat sich dann schon ein bissl verantwortlich gefühlt, weil er halt mehr Wissen hatte als die Anderen.“ (Sarah)

Ausbildungen wie diese können jedoch auch das Gegenteil bewirken, wie eine Erfahrung von Bärbel und Armin zeigt:

„B: Oder auch wie wir letztes Jahr, da haben wir diesen SAAC-Kurs²⁸ gemacht, mit Laura und Dominik und so, und das war auch total interessant und so. Ich war ein bissl schockiert. [...] weil am Anfang haben sie so ‚coole‘ Videos gezeigt mit so ‚cooler‘ Musik, wo sie halt Lawinen ausgelöst haben, also echt coole Videos, weißt eh, von coolen Ridern, die halt, was weiß ich, was gefahren sind und was weiß ich was ausgelöst haben, was ich gerade in so einem Kurs halt irgendwie schräg finde. Und wo es dann auch viel darum gegangen ist, wie man den Hang einschätzt, wenn da jetzt eine Lawine abgeht und jetzt unterhalb eine Mulde ist quasi total scheiße, oder, weil dann frisst es dich halt unten rein, so auf die Art. Und ich habe mir aber gedacht, auf das schaue ich ja gar nicht, weil wenn mir vorkommt, in dem Hang geht etwas ab, dann ist mir das egal, ob da unten eine Mulde ist oder nicht, weil dann fahre ich den sowieso nicht. [...] Das ist nämlich genau das, was nämlich meiner Philosophie ein bissl widerspricht und was da aber offiziell den Ridern vermittelt wird, die sich informieren wollen. Und das habe ich schräg gefunden, ja. Aber ja. Man beobachtet, also man denkt sich seinen Teil.

A: Ja, dass man das Coole eigentlich raus nimmt, das macht ja die Sicherheit eigentlich. Zum Beispiel ist es viel cooler, oder dass man, also für mich zeigt das viel mehr an Größe, wenn sagt ‚he nein, das ist mir zu gefährlich.‘“ (Bärbel & Armin)

Hier zeigt sich, dass es eine sehr unterschiedliche Risikoakzeptanz bei der Herstellung von Sicherheit gibt. Bärbels Risikoakzeptanz geht nicht so weit, eine Lawine loszutreten und somit einen Lawinenabgang und eine eventuelle Verschüttung zu riskieren. Dadurch werden auch ihrer Handlungsspielräume kleiner, wenn man sie mit

²⁸ SAAC steht für *snow&alpine awareness camps*, die vom *Verein zur Information über alpine Gefahren* kostenlos angeboten werden. Die Kurse dauern zwei Tage und sollen Hintergrundinformation u.a. zum Freeriden bieten. Mehr Informationen unter www.saac.at.

einer Person vergleicht, die zwar einen Lawinenabgang aber keine Verschüttung riskieren möchte.

Allen Interviewten war gemein, dass sie Wissen als hohes Gut zur Vermeidung unnötiger Risiken sehen und sich somit des Wertes von Wissen bewusst waren.

Auch die Möglichkeit, den eigenen Handlungsspielraum durch generiertes Wissen zu erweitern, wird als äußerst positiv und erstrebenswert gesehen. Vielen war auch bewusst, dass Wissen und eben besonders auch Erfahrung erst durch einen langwierigen Lernprozess generiert werden kann. Sam sagt hierzu:

„Allerdings ist es schwierig, weil man halt erst mit einem gewissen Erfahrungsschatz und mit, mit viel Zeit, die man für so etwas investiert, für so einen Sport, die man gewinnt, ich habe früher auch viele Fehler gemacht, die ich jetzt nicht mehr mache und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass eben Urlauber, die oft nur eine Woche Zeit haben im Jahr, dass die diesen Erfahrungsschatz und das, dieses weitgehende Denken gar nicht mitbringen können und dann oft dumme Sachen machen, einfach weil man es nicht besser weiß.“ (Sam)

Hier zeigt sich wieder eine bewusste Reflexion der eigenen Erfahrung, die sich erst im Laufe der Zeit manifestiert hat. Auch die Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume bei gleichbleibender Risikoakzeptanz kann hier gezeigt werden. Dominik, der in seinen Anfängen am Berg als „normaler“ Tourist seine Zeit im alpinen Gelände verbrachte und erst seit wenigen Jahren intensiv in den Bergen unterwegs ist, sieht diese Entwicklung sehr klar:

„[S]o richtig nachgedacht habe ich erst dann die letzten paar Jahre darüber. So richtig, also dass ich der Gefahr bewusst worden bin, dass da echt was passieren könnte, wenn man raus fährt und dass man sich ein bissl Gedanken machen sollte auch wenn man sich draußen bewegt.“ (Dominik)

Durch dieses Bewusstsein und das damit einhergehende Wissen können Situationen mithilfe einiger Informationen unabhängig von Dritten eingeschätzt und somit auch an die eigenen Grenzen angepasst werden, wie Bärbel schildert:

„Und eben auch die aktuelle Einschätzung. Selbst wenn ein Einser ist und dir kommt das komisch vor, also nicht nur nach diesen offiziellen objektiven Kriterien, sondern immer auch die persönliche aktuelle Einschätzung der Lage, was Wetter und Schnee und alles betrifft.“ (Bärbel)

Dabei wird dieses Verbessern der eigenen Entscheidungskompetenz als Prozess gesehen, den man Schritt für Schritt bestreiten muss – ein Erlernen „über Nacht“ ist nicht möglich. Die Wichtigkeit dieses schrittweisen Herantastens sieht Sam sowohl auf der Piste als auch abseits davon gegeben:

„Das gilt im Sommer wie im Winter. Ich find es einfach [...] jämmerlich, wenn man zum Beispiel auf einer sehr steilen Piste Leute sieht, die offensichtlich da nicht mehr runter kommen und die einfach dann überfordert probieren da runterzurutschen. Das gleiche gibt es dann bei Leuten die schon ein bissl besser unterwegs sind, die dann zum Tiefschnee [fahren] anfangen. [...] Also man soll sich einfach langsam an Sachen ran tasten, man kann einfach nicht in kurzer Zeit sein Niveau arg steigern. Man soll einfach immer Schritt für Schritt versuchen, sich zu verbessern, und soll nicht probieren, nur weil man wenig Zeit hat, Sachen zu zerreißen, weil dann geht es wahrscheinlich eher schief.“ (Sam)

Auch Armin beschreibt die Wichtigkeit der „langsamen Annäherung“ an die eigenen Grenzen beim Tourengehen:

„Und am Anfang gilt, glaub ich, schon so die Regel, einmal vorsichtiger oder einmal umdrehen. [...] Bei der nächsten Tour geht es dann, da ist es dann gut. Wenn du mehr Informationen hast, vom Berg selber, von der Tour, dann, es muss nicht gleich beim ersten Mal funktionieren.“ (Armin)

So versuchen Armin und Bärbel sich weiterzubilden, um die Risiken minimieren zu können:

„[W]ir machen einmal im Jahr irgendeine Lawinenkunde-Fortbildung oder irgendwas, da gibt es ja eh 1000 Sachen, und auch, um auf dem neuesten Stand zu sein, was sich da tut. Und auch eben, über Literatur viel, über diese Hefte vom Alpenverein, da gibt es so [viele Dinge].“ (Bärbel)

Durch die Anzahl an TeilnehmerInnen in den verschiedenen Alpenvereinskursen oder Ähnlichem lässt sich erkennen, dass Weiterbildung in der Wahrnehmung und Beurteilung der Lawinengefahr großen Anklang in allen Altersklassen findet.

Man kann beim Freeriden (in den meisten Fällen) die Schwierigkeitsstufe der Tätigkeit relativ leicht variieren (Hangneigung, Geschwindigkeit, Routenwahl etc.). Auch weniger vorhersehbare Faktoren wie die Tagesverfassung, das Wetter oder das Material, können neue Herausforderungen stellen. Dadurch können auch die Grenzen für die selbstgewählte Risikosituation leicht immer wieder angepasst und neu definiert werden.

5.6.3. Die Vorbereitungen für den Tag am Berg

*„Lawinenlagebericht checken. Tee kochen. Ja und [...] die Tour checken. Karten checken. Auto checken.“
(Bärbel)*

PPR gelten hier als Sicherungsstrategien, wenn sie zur Herstellung von Sicherheit dienen. Es konnten während des Forschungsaufenthaltes noch mehrere andere PPRs beobachtet werden (Wetterpanorama anschauen, gut Frühstücken, Zeug zusammenpacken etc.), die jedoch nichts oder nur peripher mit der Herstellung von Sicherheit zu tun haben.

Obwohl es natürlich weitere individuelle Vorbereitungsmöglichkeiten für einen Tag am Berg gibt, sollen hier zwei PPRs exemplarisch beschrieben werden. Diese spielten in jedem der Interviews und auch in der teilnehmenden Beobachtung eine große Rolle. Dabei handelt es sich um das Lesen des Lawinenlageberichtes bzw. um dessen Interpretation und den Pieps-Check und das damit einhergehende Wissen um den Umgang mit dem LVS-Gerät. Diese zwei Strategien wurden zudem ausgewählt, weil sie einen stark rituellen Charakter haben und die rituellen Dimensionen gut erkennbar sind. Die Rituale, die hier gefunden wurden, können nach Womack zu den vorbereitenden und schützenden Ritualen gezählt werden.

Das Lesen des Lawinenlageberichtes

*„Ich muss in der Früh meine, den Lagebericht durchlesen, egal, ob ich jetzt auf der Piste bin oder nicht, weil es kann jederzeit passieren, dass ich einmal kurz raus fahre.“
(Dominik)*

„Und eventuell auch den Lawinenbericht lesen, weil dann kann man sich im Vorhinein schon ein bisschen was vorstellen, was am Berg heute los ist.“ (Robert)

„Aber wenn wir abseits von der Piste fahren, dann muss man halt natürlich schauen, wie sind die Bedingungen, also Lawinenlagebericht lesen.“ (Sarah)

„Nachdem wir auch das erste Mal ins Gelände gefahren sind, habe ich mir heute früh den Lawinenlagebericht durchgelesen, obwohl ich wusste, dass für Restalm etc. noch immer zu wenig Schnee ist. Ich fühle mich einfach besser, wenn ich das Gefühl habe,

Entscheidungen aufgrund von eigenem Wissen fällen zu können und mich nicht nur auf andere verlassen muss.“ (Eintrag aus dem Feldtagebuch)

Diese Konzentration auf den LLB spiegelt die Tatsache wider, dass Lawinen als eines der größten Risiken am Berg gesehen werden und ein Lawinenabgang in jedem Fall verhindert werden soll.

Der Lawinenlagebericht wird, wie oben schon beschrieben, täglich und für jedes Österreichische Bundesland einzeln erstellt. Durch die Erstellung des LLB von ExpertInnen aus den verschiedensten Bereichen (Bergrettung, Liftbetreiber, etc.) wird der Lawinenlagebericht nicht nur von Ausübenden des hier relevanten Wintersportes, sondern auch von totalen Laien als ein gültiges Kriterium zur Beurteilung der Lawinensituation gesehen und kann als Norm gelten. Aus der regionalen und zeitlichen Aktualität wirkt das Lesen des LLB als sehr sinnvolle Vorbereitung zu einem Tag am Berg. Wie jedoch auch schon weiter oben erwähnt wurde, werden in diesem Bericht einige Fachausdrücke verwendet und lokale sowie geographische Topographien beschrieben, die vor dem Lesen bekannt sein müssen. Sind diese nicht bekannt, ist der Informationsgehalt nicht sehr hoch. Auch in den Interviews wurde auf diesen Umstand immer wieder hingewiesen:

„Ich lese ihn mir einfach drei Mal durch in der Früh den Lawinenlagebericht und schau einfach, dass ich mir wirklich merke, was los ist. Weil lesen und lesen ist ein Unterschied. Du kannst es lesen und sagen, ok, passt, da steht eine fette schöne Zahl: ‚3‘, aber, dass man sich dann merkt, wo man wirklich nicht raus fahren sollte, und dass man das ganze Ding, die Information auch abspeichert so weit, das habe ich echt nicht gecheckt, dass ich das nicht gemacht, also dass ich das nicht können habe. Das hat ein bissl gebraucht jetzt, dass ich soweit die Verantwortung übernahm, dass ich das wirklich checke und nicht nur lese und sage, ja, Lawinenlagebericht ist gelesen, ich weiß, was für eine Stufe ist.“ (Dominik)

Auch während der Forschungsaufenthalte in den Camps in Tirol wurde diese Tatsache, die mir persönlich aufgrund der langen Auseinandersetzung mit dem Thema nicht mehr so bewusst war, besonders deutlich. Am ersten Morgen hatten wir als Gruppe die Aufgabe, den aktuellen Lawinenlagebericht zu besorgen, um ihn gemeinsam zu lesen. Das Besorgen an sich stellte kein Problem dar, denn es gibt ja, wie beschrieben, sehr viele Bezugsquellen. Beim gemeinsamen Lesen kam es zu Schwierigkeiten, da einige Fachtermini für einen Großteil der Gruppe neu waren

und erklärt werden mussten. So wurden einmal beispielsweise die Ausdrücke „Gleitschneelawine“ und „Tribschneeuumlagerungen“ genauer erläutert. Bei beiden Ausdrücken ist wichtig, die entstehenden spezifischen Schneezeichen zu beachten und Gelände, die diese Zeichen aufweisen, zu meiden.

Vor allem aber die einführende Grafik, die geübten LeserInnen einen „schnellen“ Überblick verschaffen soll, bereitete den TeilnehmerInnen Kopfzerbrechen, da die Bedeutung ohne Vorinformation nicht generiert werden kann. Die nachstehende Abbildung soll verdeutlichen, wie schwierig und überfordernd so ein Bericht sein kann. Aufgrund der beschränkten Länge und da es keinen Einfluss auf weitere Erläuterungen hat, soll hier auf eine ausführliche Erklärung der genannten Begriffe verzichtet werden. In diesem Zusammenhang soll jedoch nochmals auf die von Cohn (1990) beschriebene Eigenschaft von PPRs der Veränderung eingegangen werden. Wie er schreibt, passen sich die PPRs an das Könnens- und in diesem Fall auch Wissenslevel der oder des Ausübenden an. Das bedeutet, dass durch vermehrtes Wissen über den LLB und die Empfehlungen zu den einzelnen Stufen auch das Lesen und Interpretieren wichtiger wird und in immer mehr Verständnis resultiert.



Abbildung 3 - Beispiel der Eingangsgrafik eines Lawinenlageberichtes in Tirol

Rituelle Aspekte des LLB-Lesens

Neben der Generierung von Information hat der LLB noch weitere wichtige Aufgaben, die rituelle Dimensionen besitzen. Diese sollen hier nach Womack als Ritual bzw. rituelle Dimensionen identifiziert und beschrieben werden. Womack nennt fünf Hauptmerkmale von Ritualen. Diese sind Wiederholung, Formalität, Fixiertheit der Abfolge, Außergewöhnlichkeit und Wirkung.

Anhand dieser fünf Kriterien kann das Lesen des Lawinenlageberichtes als ritualähnliche Handlung erkannt werden. Der LLB wird am Beginn jeden Tages, der am Berg verbracht wird, gelesen oder zumindest kurz angesprochen. Die Intensität dieser Diskussion hängt dabei stark vom neuen Informationsgehalt, den der LLB liefert, ab. Haben sich die Bedingungen am Berg stark verändert²⁹ oder ist der letzte Ausflug in einigem zeitlichen Abstand erfolgt, wird die gelieferte Information intensiver besprochen. Das Lesen des LLB wird also täglich wiederholt. Dies zeigte sich auch während des Feldaufenthaltes. Je mehr Veränderungen der Bedingungen und je riskanter eine Situation von den einzelnen TeilnehmerInnen eingeschätzt wurde, desto zeitnaher mit dem Zusammentreffen wurde die Situation besprochen. Gab es kaum oder keine Veränderung der Bedingungen, wurde auch diese Tatsache zumindest kurz erwähnt. Wie wichtig diese tägliche Auseinandersetzung mit den herrschenden Verhältnissen am Berg auch für die FreeriderInnen selbst ist, zeigen folgende Zitate aus den Interviews:

*„Also jetzt schaue ich schon, ich lese ihn mir einfach drei Mal durch in der Früh den Lawinenlagebericht und schau einfach, dass ich mir wirklich merke, was los ist.“
(Dominik)*

„Also natürlich wenn ich irgendwo hinfahre, wo ich mich nicht auskenne, dann gehört das irgendwie zur Pflicht. Aber wenn ich jetzt, sag ich einmal, fünf Tage am selben Berg unterwegs bin und es tut sich nicht viel, erwarte ich mir jetzt vom Lawinenlagebericht nicht, dass er mir irgendwie hilft, aber man schaut halt trotzdem rein.“ (Sam)

²⁹ Das ist zum Beispiel der Fall, wenn durch starken Wind erhebliche Mengen an Schnee verfrachtet wurden, die Schneemassen durch hohen Niederschlag insgesamt vermehrt wurden oder durch Temperaturschwankungen der Aufbau der Schneedecke verändert wurde. Natürlich können auch Kombinationen dieser Kriterien Veränderungen nach sich ziehen.

„Und dann frühstücke ich und dann geht's schon los. Also da ist nicht so viel Vorbereitung. Aber wenn wir abseits von der Piste fahren, dann muss man halt natürlich schauen, wie sind die Bedingungen, also Lawinenlagebericht lesen, ahm, Ausrüstung checken.“ (Sarah)

Durch die weiter oben schon angesprochenen Vorgaben ist eine spontane Interpretation des Lageberichtes und somit auch Beurteilung am Berg nicht möglich. Der LLB selbst ist hoch stilisiert – es gibt Unterteilungen, Fachtermini und damit verbundene Richtlinien. Eine Deutung der Informationen in umgekehrter Reihenfolge ist möglich, jedoch nicht sinnvoll. So wird zuerst immer nach der aktuellen Stufe gefragt, gefolgt von einer kurzen Interpretation der Grafik mit der Hangrose, die ungünstige Hangausrichtungen anzeigt und den Höhenangaben für die (verschiedenen) Lawinenwarnstufen. Danach werden die unterschiedlichen Absätze einzelnen durchgearbeitet und direkt auf das Gebiet, in dem man sich selbst befindet, angewandt. Diese Reihenfolge wird eingehalten, da man aus einer anderen Reihenfolge zwar dieselben Schlüsse ziehen könnte, dies jedoch verwirrender wäre, da die Warnstufe und Ausrichtung elementare Dinge zur Beurteilung der Situation sind. Weiters hat das Lesen des LLB für die technische Ausübung des Sportes keinerlei Auswirkungen. Niemand wird durch eine Interpretation zu einem besseren Freerider oder einer besseren Freeriderin. Es ist keine gewöhnliche Handlung, die gemacht werden muss, um den Sport ausüben zu können. Trotzdem gehört diese Handlung als fixer Bestandteil zu Ausflügen von FreeriderInnen. Die Macht des LLB zeigt sich in der Sicherheit, mit der Entscheidungen meist getroffen werden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Strategien durch die Eindrücke vor Ort nicht adaptiert werden können. Somit können Womacks Kategorien Wiederholung, Formalität, Fixiertheit der Abfolge, Außergewöhnlichkeit und Wirkung für den LLB bestätigt werden.

Sie nennt jedoch noch zusätzliche Wirkungen, die ein Ritual auf die Ausführenden hat. Um das Lesen des LLB als rituelle Handlung benennen zu können, müssen auch diese Wirkungen genauer durchleuchtet werden. Womack geht davon aus, dass ein Ritual bei der Fokussierung der Aufmerksamkeit hilft. Durch die Vorgabe der Themen, die im LLB behandelt werden (Gefahrenbeurteilung, Schneedeckenaufbau, Alpinwetter, Tendenz) werden scheinbar irrelevante Themen ausgeklammert. Das verstehende Lesen des LLB lenkt die Aufmerksamkeit auf eventuelle Gefahrenstellen. Zudem wird

vermittelt, auf welche Gefahrenzeichen besonders geachtet werden muss. Die Konzentration wird dadurch also auf bestimmte Stimuli gebündelt. Wenn sich durch das Lesen des LLB herausstellt, dass die Lawinensituation angespannt ist, bleibt die Konzentration auch auf diesen Umstand gerichtet. Selbst wenn jedem/r FreeriderIn bewusst ist, dass es auch regionale Änderungen und Eigenheiten geben kann, so wird doch auf die im LLB erwähnten Punkte besondere Rücksicht genommen. Aufgrund der Empfehlungen, die mit der Europäischen Lawinenwarnskala einhergehen, werden durch den LLB und seine Stimulusreduktion auch konkrete Handlungsanweisungen kommuniziert. Diese Handlungsanweisungen werden z.B. in den risk´n´fun-Camps für die TeilnehmerInnen nochmals vereinfacht und auch aktiv befolgt, wie Sarah beschreibt:

„[I]ch hab auch immer diese, damals als wir dieses risk´n´fun-Camp gemacht haben, haben wir so Karten gemacht. Je nach Lawinenwarnstufe, welches Risiko gehe ich ein, wie check ich das ab und so. Die habe ich auch immer dabei. Ist schon wichtig. Obwohl ich es schon im Kopf hab ein bissl. Im Sommer vergesse ich es immer wieder, aber im Winter schau ich es mir einmal an und dann weiß ich es wieder.“ (Sarah)

Gemeint ist dabei eine Karte, auf der kurz und knapp geschrieben steht, welche Verhaltensgrundlagen bei den fünf Lawinenwarnstufen ratsam sind.

Check 1 (elementare Reduktionsmethode)

1 gering	2 mäßig	3 erheblich	4 groß	5 sehr groß
	unter 40°	unter 35°	unter 30°	Verzicht
	Bereich der Spur	gesamter Hang	Gelände-kammer	auf Touren & Varianten

Abbildung 4 – knappe Handlungsanweisungen nach Europäischer Lawinengefahrenska³⁰

Die erste Zeile zeigt die Lawinenwarnstufe an. Gleich darunter wird angegeben, welche Hänge noch befahren werden können. Wie bei Lawinenwarnstufe 5 zu sehen ist, wird von einer Ausübung komplett abgeraten. Die letzte Zeile gibt an, welchen Geländebereich die FreeriderInnen in ihre Überlegungen zur Spurwahl mit einbeziehen müssen.

Wie Sarah hier bemerkt, dient diese Karte nur zur Gedächtnisstütze, die weiteren Handlungsabfolgen sind so weit verinnerlicht, dass sie damit abgerufen werden können.

³⁰ Quelle: https://www.alpenverein.at/brixen-im-thale_wAssets/docs/stop_or_go_cardfolder.pdf

Zudem vermittelt das Lesen des LLB eine Intention. Wenn es die eigene Interpretation zulässt, möchte man das gesicherte Gelände verlassen. Der LLB wird also für eine Entscheidungsfindung herangezogen. Diese Entscheidungsfindung geht mit einer Reflexion über die herrschenden Bedingungen einher. Ganz im Sinne von Connolly, der ja auch davon ausgeht, dass Rituale Entscheidungen manifestieren, nimmt auch die Genauigkeit, mit der anhand des LLB die aktuelle Situation beurteilt wird, mit der erhöhten Gefahrenstufe zu. Je komplexer und unsicherer die Bedingungen, desto genauer wird die Situation analysiert.

„Schneelage einschätzen beim Snowboarden ist auch nicht, ist auch nicht das Einfachste. Das ist eigentlich eine eigene Wissenschaft. Also ich glaube, da muss man sehr viel Üben und sich sehr viel damit beschäftigen, dass man sich da wirklich gut auskennt. Und das ist schwierig und ja, also eben die Schneelage ist beim Snowboarden eben das größte Risiko und man kann es oft einfach nicht einschätzen.“
(Konstanze)

Deshalb muss die aktuelle Situation mit Hilfe des LLB auch jeden Tag neu besprochen werden. Somit wird versucht, die richtige Handlungsabfolge für die Risikosituation zu finden. Diese Handlungsabfolgen können sein: gesichertes Gelände kann nicht verlassen werden; es können keine Hänge über xx° gefahren werden; einzelne Hänge oder Passagen werden nur einzeln befahren; der Mindestabstand zwischen den FahrerInnen wird vergrößert etc.

Wichtig hierbei ist zu bemerken, dass die Interpretation des LLB auch viel Spielraum für Abweichungen in eine gewünschte Richtung lässt. In den meisten Fällen haben diese Abweichungen keine Konsequenzen, da keine besonderen Vorkommnisse auftreten. Erst wenn „Etwas“ passiert (z.B. Lawinenabgang oder aber auch „nur“ die Erkenntnis, dass die getroffene Entscheidung falsch war), wird diese Abweichung bemerkt bzw. erst dann wird ihr Beachtung geschenkt. Wie Langer und Roth (1975) schreiben, ist diese Haltung jedoch für den Erhalt der Kontrollillusion wichtig, da der Zusammenhang zwischen angewandter Strategie, also wie der LLB interpretiert wird und dem Ausgang, der hier eine unfallfreie und schöne Abfahrt ist, prinzipiell nicht in Frage gestellt werden darf, um sich der Kontrolle über die Situation sicher sein zu können.

Eine von Bärbel und Armin erlebte Situation zeigt die oben beschriebene Manipulation sehr gut:

„Und im Nachhinein, wo wir dann in dem Hang drinnen gestanden sind und gesehen haben, wie steil der eigentlich ist und wie die Querung ist, haben wir beide eigentlich gesagt, nein, es hätte eine Alternative gegeben, die viel safer gewesen wäre. Wo wir das Risiko nicht eingegangen wären. Nur der Schnee war so gut.“ (Armin)

Ihre schon vorher getroffene Entscheidung, diesen Hang zu fahren, weil der Schnee so gut war, wurde durch das Lesen des LLB und einer dementsprechenden Interpretation als eine rationale Entscheidung akzeptiert.

Der nächste Punkt, den Womack als Bestimmungskriterium für ein Ritual nennt, ist das Ritual als Mittel, um mit einer hoch-riskanten und stressigen Situation umzugehen. Auch dieser Aspekt kann für das Lesen des LLB angenommen werden. Durch die Fokussierung der Aufmerksamkeit, die Festigung der getroffenen Entscheidung und der damit hergestellten Sicherheit fühlen sich die Ausübenden in der Situation dem Risiko weniger ausgesetzt und somit weniger gestresst. Die gemeinsame Interpretation und Diskussion zu Beginn eines Tages am Berg hat auch Auswirkungen auf die gruppeninternen Beziehungen. FreeriderInnen, die sich entweder im Gebiet oder mit dem Fachwissen besser auskennen als die anderen Gruppenmitglieder, werden in eine Führungsrolle gehoben. Diese Hierarchie wird nicht immer freiwillig errichtet. Dennoch wird sie von den FreeriderInnen bewusst wahrgenommen. Folgt man dieser Dynamik, ist es auch verständlich, dass sich FreeriderInnen, die sich nicht mit der Interpretation befassen oder diese nicht beherrschen, die Entscheidungen der Führungsperson(en) akzeptieren müssen. Ist dies nicht der Fall, werden sie in der Gruppe nicht gebilligt.

Als letztes Kriterium für die rituelle Dimension einer Handlung nennt Womack die Erreichung gesetzter Gruppenziele. Auch hier kann das Lesen des LLB anknüpfen. Das gemeinsame Ziel, eine schöne, sichere Abfahrt zu erleben, wird durch die genannten Punkte wahrscheinlicher. Das Lesen des LLB als Ritual hilft dabei. Denn nur dadurch wird die Routenwahl, das Fahrverhalten etc. an die Situation angepasst und somit Zwischenfälle in Form von Lawinen zu vermeiden versucht.

Durch die dauernde Beschäftigung und durch solche Situationen auch vermehrte Hinterfragung der eigenen Einschätzung wird es immer einfacher, den LLB mit all seinen Ausdrücken und Andeutungen zu verstehen, und wie Langer (1975) schreibt, wird dadurch auch die tatsächliche Kontrolle erhöht. Erst durch das Verstehen der

Fachtermini und der Auswirkungen der beschriebenen Gegebenheiten wird also aus der Kontrollillusion auch eine tatsächliche Kontrollsteigerung. Diese Kontrollsteigerung wird verstärkt durch das Wissen um die Kontrollillusion. Erst wenn sich die FreeriderInnen bewusst werden, dass sie nicht wirklich mehr Kontrolle über die Situation erlangt haben, kann eine Auseinandersetzung mit dem Thema stattfinden. Meist geschieht dieses bewusste Reflektieren über die Illusion der Kontrolle nach Situationen, in denen eine Situation trotz vermeintlicher Sicherheit brenzlig wurde, wie das etwa Clara beschreibt:

„Ja, man lernt schon daraus, sicher. Man passt einfach wieder mehr auf. Das holt einen wieder ein bissl auf den Boden. Und teilweise meint man halt schon, man kann alles und es passiert einfach nichts. Also ich habe schon sehr viel Sicherheitsgefühl mit mir, wenn ich Ski fahre. Weil, ich fühle mich da sehr sicher. Und das ist oft für mich gefährlich, das weiß ich, weil ich meine, es ist sicher, es ist gut, dass man das hat, aber es ist oft gefährlich, weil man dadurch halt in Situationen kommt, wo man sich vielleicht zu wenig denkt.“ (Clara)

Diese Auseinandersetzung ist in diesem Fall sehr oft Weiterbildung bei der Wahrnehmung und Beurteilung der Lawinensituation, die hier als Edgework gesehen wird und schon beschrieben wurde.

Wie schon eingangs beschrieben wurde, findet eine Diskussion des LLB auch während des Freeridens immer wieder statt und wird neu verhandelt. Somit wird Sicherheit durch dieses Ritual immer wieder hergestellt.

Auch die Tatsache, dass alle InterviewpartnerInnen durchaus wussten, dass es sich um keine Garantie für eine sichere Abfahrt handelt, zeigt den rituellen Charakter deutlich auf.

„Ob jetzt eine Zweierstufe ist oder ein Einser, jeder weiß, dass bei jeder Stufe etwas passieren kann“ (Dominik)

Das Kontrollieren der LVS-Geräte

*„[F]rüher habe ich das nie gemacht, dass ich mich hinstellen würde und das Pieps heraus nehmen würde und die Leute mit Pieps-Check vorbeifahren lasse.“
(Dominik)*

Der Pieps-Check sollte eigentlich an jedem Tag, der abseits der gesicherten Pisten verbracht wird, und mit der gesamten Gruppe, die sich in diesem Terrain bewegt, durchgeführt werden. Nachdem der Pieps-Check die Funktion jedes einzelnen LVS-

Gerätes kontrolliert, sollte er zudem am Ausgangspunkt einer Tour o.ä. durchgeführt werden, damit eventuelle Mängel oder Schäden noch behoben werden können (meistens handelt es sich hier um das einfache Auswechseln von Batterien). Man unterscheidet zwischen dem kleinen und dem großen Pieps-Check. Beim großen Check stellen sich alle TeilnehmerInnen einer Tour im weiteren Sinne in einem Kreis auf, alle Geräte befinden sich im Empfangsmodus. Eine Person stellt sich in die Mitte des Kreises und wechselt mit Ihrem LVS-Gerät auf den Sendemodus. Im Normalfall können nun alle Geräte der Personen im Kreis dieses eine Gerät in der Mitte orten. Danach stellen alle Personen im Kreis ihr Gerät in den Sendemodus, die Person in der Mitte wechselt in den Suchmodus und geht den Kreis ab – auch ihr Gerät muss nun ein Gerät nach dem anderen empfangen können.

Der kleine Pieps-Check ist im Grunde genommen der zweite Teil des Großen: eine Person stellt sich im Suchmodus etwa fünf Meter von den anderen entfernt auf und lässt nun die KollegInnen mit eingeschaltetem LVS-Gerät (Sendemodus) an sich vorbeigehen und kann überprüfen, ob sie jedes einzelne Gerät lokalisieren kann. Diese Form des Pieps-Checks ist vor allem nach längeren Pausen (z.B. Mittagessen) oder wenn nur ein einzelnes Mitglied neu zur Gruppe hinzukommt gedacht. Wie schon beschrieben, wird oft eine eigene Mischform (wie bei meinem Beispiel in der Gondel) von den FreeriderInnen durchgeführt. Die Funktionsweise bleibt jedoch immer dieselbe.

Obwohl der Pieps-Check nur in wenigen der Interviews genannt wurde, wurde er während der teilnehmenden Beobachtung oft durchgeführt. Diese Ungleichheit zwischen Gesagtem einerseits und den Handlungen andererseits spiegelt auch die Tatsache wider, dass der Pieps-Check erst seit kurzem in der untersuchten Gruppe durchgeführt wird und noch nicht als wichtiges Mittel bewusst anerkannt ist:

„Wir anderen haben noch am Einstieg einen [kleinen] Pieps-Check gemacht – Didi hat das ganze initiiert sozusagen. Ich weiß nicht, ob mir das nur so vorkommt oder ob das wirklich erst seit kurzem immer durchgeführt wird, letztes Jahr und natürlich auch die Jahre davor gab es so etwas in den seltensten Fällen, und wenn, dann eher dann, wenn eine größere Gruppe mit mehreren ‚neuen‘ Leuten zusammen war [...] Was mir heute aufgefallen ist, dass wir den Pieps-Check, den ich sonst, glaube ich, mit der Gruppe hier noch nie wirklich durchgeführt habe, heute schon gemacht haben. Zumindest den Kleinen. Philipp ist dabei von alleine auf mich zugekommen und hat

ihn bei mir gemacht und mich dann auch noch ‚aufgefordert‘ (‚Und, findest mich auch?‘) seinen auch zu kontrollieren.“

Diese Passage aus dem Feldtagebuch zeigt die fehlende Wahrnehmung, im krassen Gegensatz zum Stellenwert, den das LVS-Gerät sonst in diesem Kreis besitzt, was auch eine Passage aus Konstanzes Interview zeigt:

„Pieps ist einfach, in unserem Freundeskreis wird man geschimpft, wenn man keines dabei hat, und das finde ich gut. Ahm, ja es ist halt sozusagen, man muss halt das Risiko minimieren so gut man kann, es bleibt immer ein Restrisiko am Berg, da sind wir uns alle bewusst darüber. Aber wenn man das irgendwie einschränken kann, muss man das natürlich versuchen. [...] Heute war mir ein bissl mulmig, weil ich eine Runde ohne Pieps gefahren bin, das gebe ich zu. Und das war mir nicht so angenehm, obwohl ich eben gewusst habe, dass ich das Gelände kenne und dass es meine Lieblingsvariante ist, aber mittlerweile bin ich es schon so gewohnt, dass ich merke, es taugt mir nicht mehr ohne. Was auch spannend ist, weil ja, nur weil man einen Pieps hat, ist man ja nicht zwingend sicherer. [...] Und ich habe jetzt auch nicht ein schlechtes Gefühl, weil ich kein Pieps habe, [...] sondern auch weil ich in einer Gruppe unterwegs bin, ich den anderen nicht suchen kann, weil ich gehe eigentlich grundsätzlich davon aus, dass ich mein Risiko so setze, dass möglichst eigentlich nie etwas passieren kann und dass ich das Pieps eigentlich nur zum Suchen bräuchte.“
(Konstanze)

Die Durchführung des Pieps-Checks stellt zumindest für einen Teilnehmer, Dominik, einen wichtigen Schritt in Richtung eigenverantwortliches und bewusstes Handeln dar:

„Früher bin ich eher hinten nachgedackelt, aber jetzt zum Beispiel denke ich, eh wie wir Restalm waren und Pieps-Check gemacht haben, dass ich wenigsten, mittlerweile, früher habe ich das nie gemacht, dass ich mich hinstellen würde und das Pieps heraus nehmen würde und die Leute mit Pieps-Check vorbeifahren lasse. Oder so. Also mittlerweile denke ich mir, man sollte einfach darüber reden, wenn man am Berg ist.“ (Dominik)

Er war allerdings der Einzige, der auf die Frage nach der Vorbereitung den Pieps-Check nannte. Hier zeigt sich auch, dass durch vermehrtes Wissen auch das Selbstbewusstsein und damit verbunden die Sicherheit steigt.

Im weiteren Sinne beschreibt auch Armin die Wichtigkeit des LVS-Gerätes und auch die Beherrschung des Umganges damit:

„Ja und ich glaub auch Kameradenrettung, ich glaub, dass man das einfach, das muss man einfach - wir reden schon darüber, aber dass man das einfach einmal im

Jahr übt, ordentlich. Schlussendlich geht es da dann echt um Minuten. Wo du jemanden raus holen kannst und der noch lebt. Für das hast du das Zeug ja mit. Gut, wenn du es nicht brauchst, das ganze Leben nicht, aber wenn du es brauchst, solltest du es können.“ (Armin)

In diesem Zitat ist der Pieps-Check allerdings als Teil eines Notfallszenarios gedacht, in dem der Umgang mit dem gesamten Equipment unter nachgestellten Ernstfallbedingungen geübt wird.

Rituelle Dimensionen des Pieps-Checks

Auch die Durchführung des Pieps-Checks kann, wie das Lesen des LLB, als rituelle Handlung beim Freeriden gesehen werden. Die Wichtigkeit wird immer wieder von den InterviewteilnehmerInnen betont und auch während der Feldforschung war das LVS-Gerät ein entscheidender Faktor. Zudem sind auch mit dem Pieps Restriktionen verbunden. Zum einen und sehr offensichtlich ist es natürlich entscheidend, ob der Pieps auch funktioniert und richtig am Körper angebracht ist. Nachdem die Kräfte einer Lawine Hosen, Rucksäcke, Jacken etc. vom Körper entfernen können, muss er immer ordnungsgemäß dicht am Körper angebracht werden. Zum anderen, und das ist überraschenderweise durch die oben zitierten Aussagen nicht so klar, muss auch die Bedienung des Gerätes klar sein. Während des Forschungsaufenthaltes gab es mehrere Situationen, in denen eine Person ein LVS-Gerät, mit dem es vorher noch nicht gearbeitet hatte, verwendete. Diese Verwendung brachte aber immer auch eine kurze Orientierungsphase mit dem Gerät mit sich. Dabei wurden essentielle Fragen beantwortet, wie etwa der Wechsel vom Sende- in den Suchmodus und umgekehrt, die Reichweite, die Antennenanzahl und eventuelle Erfahrungen der anderen damit. Zusätzlich bietet der Pieps eine unmissverständliche Strategie, wie im Ernstfall, also bei der Verschüttung einer Person unter einer Lawine, vorgegangen werden muss. Es gibt nur diese eine Strategie (im eingestellten Suchmodus zuerst die Grobsuche durchführen, um die verschüttete Person mit der Feinsuche so genau wie möglich zu lokalisieren), um das definierte Ziel, die Bergung des Verunfallten, zu erreichen. Somit bietet das LVS-Gerät auch in Situationen, in denen die Gefühle sehr wahrscheinlich unkontrollierbar erscheinen, einen Anhaltspunkt und bringt Sinn in Handlungen.

Ähnlich wie bei der vorher beschriebenen Sicherheitsstrategie erfüllt auch der Pieps-Check als PPR weitere Aspekte, die Womack für die Klassifizierung von Ritualen

voraussetzt. Zum einen wird der Pieps-Check wiederholt, das heißt beinahe täglich durchgeführt. Die Abfolge der Handlung ist nicht spontan – man kann sich zwar entweder für einen großen oder einen kleinen LVS-Gerätetest entscheiden, die Vorgehensweise ist bei beiden aber klar festgelegt. Ein Pieps-Check, der anders durchgeführt werden würde, brächte nicht das gewünschte Ergebnis.

Wie beim Lesen des LLBs lenkt auch der Pieps-Check die Aufmerksamkeit auf Gegebenheiten, die kontrollierbar sind (Funktioniert mein Pieps? Sind die Batterien noch voll genug? etc.) und vermittelt so, wie es ein Ritual soll, Kontrolle und dadurch Sicherheit. Was jedoch nicht beachtet wird bei diesem Pieps-Check, sind die Schwierigkeiten im Umgang mit dem LVS-Gerät und auch die Schwierigkeiten während einer Situation, in der man das Gerät im Ernstfall benutzen muss. Diese Aspekte werden durch den Check ausgeblendet. Das reine Vorhandensein und die Funktion des Gerätes stehen im Vordergrund und vermitteln durch einen positiven Abschluss des Tests auch Sicherheit. FreeriderInnen, die sich länger mit der Thematik auseinandersetzen, ist klar, dass ohne wirklich regelmäßige Übung mit dem Gerät eine schnelle und somit die Überlebenschancen erhöhende Bergung nicht möglich wäre. Durch diesen rituellen Test wird jedoch Sicherheit im Umgang mit dem Pieps vermittelt. Im Interview mit Dominik zeigt sich diese Illusion von Kontrolle und Sicherheit, die durch das Mitführen eines funktionierenden LVS-Gerätes erzeugt wird, sehr gut:

„Wenn ich ein Pieps habe, weiß ich, dass ich gefunden werde und ein bissl sicherer unterwegs bin, falls etwas passieren sollte. Genau das gleiche wie mit Schaufel und Sonde, wenn ich das habe hinten im Rucksack weiß ich, dass ich wenigstens helfen kann, wenn irgendwas passiert.“ (Dominik)

Dominik macht in anderen Passagen immer wieder darauf aufmerksam, dass er den anderen Leuten, mit denen er bevorzugt am Berg ist, vertrauen muss. Er ist sich auch durchaus bewusst, dass der Umgang mit der Ausrüstung Erfahrung benötigt, wie sich hier zeigt:

„[Ich mag es, wenn wir] mit Leuten unterwegs sind, die sich auskennen. Die wissen, wie man ein Pieps bedient, die wissen, wie man jemanden sucht, die eine Ahnung haben von dem Ganzen, die gut fahren können vor allem. Weil das maximiert einfach das Risiko so viel, wenn du jemanden dabei hast, der nicht gut und sicher fährt und der dann wirklich sich verletzt, also weh tun könnte bei den ganzen Sachen, die man macht.“ (Dominik)

Es ergibt sich eine Diskrepanz, wenn über zwei scheinbar verschiedene Dinge gesprochen wird (LVS-Gerät und die Erfahrungswerte der Gruppe), die aber im Endeffekt sehr stark zusammenhängen (nur eine Gruppe, die ein LVS-Gerät im Ernstfall auch bedienen kann, ist zu einer Bergung fähig). Hier zeigt sich die besondere Bedeutung und Wirkmacht, die diesem Ritual und der dadurch entstandenen Kontrollillusion, die sich durch das Mitführen der Notfallausrüstung und besonders des LVS-Gerätes innewohnt. Erst wenn der Umgang mit der Ausrüstung regelmäßig geübt wird und in Mark und Bein übergegangen ist, wird aus dieser Kontrollillusion auch tatsächlich gesteigerte Sicherheit in der Form, dass ein Verschütteter oder eine Verschüttete schneller gefunden und dann auch geborgen werden kann. Diese Übung findet jedoch nur statt, wenn bewusst über ein Notfallszenario nachgedacht wird. Dabei wird klar, dass der Umgang im Notfall nicht so einfach ist und dadurch mehr praktiziert werden muss.

Diese Tatsache zeigt sich auch in den Interviews der erfahreneren FreeriderInnen bestätigt, die angeben, dass sie mindestens einmal im Jahr auch eine Suchübung machen, die die richtige Handhabung automatisieren soll, damit im Notfall die Abläufe sitzen. Armin etwa drückt es sehr pragmatisch aus:

„Ja und ich glaub auch Kameradenrettung, ich glaub, dass man das einfach, das muss man einfach – wir reden schon darüber, aber dass man das einfach einmal im Jahr übt ordentlich. Schlussendlich geht es da dann echt um Minuten. Wo du jemanden raus holen kannst und der noch lebt. Für das hast du das Zeug ja mit. Gut, wenn du es nicht brauchst, das ganze Leben nicht, aber wenn du es brauchst, solltest du es können.“ (Armin)

Auch Konstanze ist sich der illusorischen Wirkung einer Notfallausrüstung bewusst und versucht diese durch gezieltes Üben in tatsächliche Kontrolle zu wandeln:

„Sicher, jedes Jahr wird Pieps gesucht. Also das ist doch bei uns im Freundeskreis kommt mir vor, wenn man mal einen schönen Tag erwischt und man kann nach vier Mal fahren eh schon nicht mehr wirklich, dann macht man halt einmal irgendwo eine Pause und einer vergräbt das Pieps und die anderen suchen. Also klar, weil ohne die Routine beim Suchen oder halt auch, früher war das auch regelmäßig, dass ich auch zu meiner Mutter gesagt habe, schmeiß den Pieps irgendwo ins Feld und ich dann halt draußen herum gehirscht bin und den wieder gesucht habe, also das mache ich schon regelmäßig, weil sonst bringt die Ausrüstung nichts.“ (Konstanze)

5.6.4. Weitere Rituelle Dimensionen

Während des Feldaufenthaltes wurden noch weitere rituelle Aspekte des Freeridens erkannt, die jedoch nicht eindeutig auf eines der durchgeführten Rituale zugeordnet werden konnten. Man kann davon ausgehen, dass sie sich gegenseitig bedingen und verstärken. Auf zwei dieser Aspekte möchte ich noch weiter eingehen, da sie einerseits für die TeilnehmerInnen selbst (Communitas) bzw. für mich persönlich (Sicherheit für Außenstehende) noch wichtige Aspekte des Freeridens beinhalten.

Die Herstellung von Sicherheit für Außenstehende

Ein weiterer wichtiger Punkt in Bezug auf Umgang mit Risiko am Berg soll hier ebenfalls nochmals angesprochen werden. Wie Bräunlein (2012) und auch Womack (1992) als eine der Hauptauswirkungen aufzeigen, bieten Rituale nicht nur für die Ausübenden selbst Sicherheit, sondern auch für Angehörige und andere Außenstehende. Das konnte auch in den Interviews und der teilnehmenden Beobachtung immer wieder festgestellt werden. Ganz klar zum Ausdruck kommt das etwa in Situationen, wenn Verwandte, bevor die FreeriderInnen das Haus verlassen, nach dem Lawinenlagebericht fragen und ob sie denn alles mithaben, obwohl sie sowohl vom Informationsgehalt und der Anwendung des LLB als auch von der Anwendung und Genauigkeit der Notfallausrüstung keine besonderen Kenntnisse besitzen. Besonders das LVS-Gerät, das ja dazu dient, schneller gefunden zu werden, interessiert sie immer besonders. Dass es hierbei auch besonders auf die Fähigkeiten und Nerven der anderen FreeriderInnen der Gruppe ankommt, ist diesen Personen nicht bewusst und somit für ihr Gefühl von Sicherheit auch nicht relevant. Diese Situation wurde persönlich im Feld mehrere Male erlebt und auch in informellen Gesprächen immer wieder geschildert. So beschreibt das auch Armin, wenn er davon spricht, seiner Mutter zu versichern, aufzupassen, also alles zu tun, um einen Notfall zu verhindern. „Wenn ich jetzt zu meiner Mama sag, [ich gehe Skifahren], und sie sagt dann ‚pass auf‘, dann sage ich ‚ja ich passe auf‘, aber mehr geht nicht“ (Armin). Dieses Aufpassen reicht seiner Mutter schon aus, da sie weniger Wissen über mögliche Zwischenfälle besitzt als Armin selbst. Somit kann durch die Erfüllung gewisser gesellschaftlich akzeptierter Praktiken das Gefühl von Sicherheit nicht nur für die FreeriderInnen selbst, sondern auch für ihre Familien und Angehörige hergestellt werden. Je weniger deren Vorwissen und Erfahrungen sind, desto leichter haben sie

das Gefühl, dass (meist) ihre Kinder alle Eventualitäten unter Kontrolle haben und somit haben sie eine Sicherheitsillusion. Dieser Aspekt ist auch für Womack in ihrer Definition von Ritualen im Sport ein zentraler Punkt.

Die Entstehung von Communitas

Wie aus der theoretischen Diskussion von Ritualen klar hervor gegangen ist, bildet auch die Gruppe einen wichtigen Teil eines Rituals. Nachdem die Gruppe sowohl in den Interviews als auch in den Feldaufenthalten eine wichtige Rolle spielte, sollte auch hier noch näher darauf eingegangen werden. Clara beschreibt die emotionalen Aspekte, die das Fahren in einer Gruppe mit sich bringen kann:

„So ein Gemeinschaftsgefühl, das ist auch voll wichtig, das ist total etwas Schönes. [...] Weil es schöner ist, wenn du die Sachen mit jemandem teilen kannst und wenn du merkst, es ist ein bisschen ein pushen da und man teilt die Sachen. Das ist schön, wenn man das teilen kann und nicht nur für sich alleine hat.“ (Clara)

Bärbel und Armin beschreiben die Bedeutung „ihrer“ Skitourengruppe:

„B: Gruppe auf jeden Fall. Eben sehr ausschlaggebend wer da mit ist. Da ist es ganz wichtig, dass man da ähnliche Vorstellungen hat. Irgendwie was man gehen kann oder nicht. [...]

A: Skitour ist halt auch ein Gruppensport, oder. Da besprichst du das irgendwo [...], dass es für dich nicht gepasst hat, oder für die Gruppe nicht gepasst hat, oder wenn du sagst ‚nein, ich dreh jetzt um, weil das ist mir zu heiß‘, dass das auch in der Gruppe dann funktioniert, oder. Nicht, dass dann einer hergeht und unbedingt den Gipfel haben muss. [...] und es ist halt ein Vertrauen da. Und wenn das mit jemandem nicht passt, dann passt das nicht. Und weiter muss man nicht gehen.“ (Bärbel & Armin)

In der funktionierenden Gruppe können die einzelnen Gruppenmitglieder also die Kontrolle über das eigene Handeln behalten. Dieser Umstand ist, wie oben beschrieben, ein wichtiger Aspekt für die Herstellung von Sicherheit.

Wie auch schon bei Claras vorher angeführtem Zitat zeigt sich, dass durch die Gruppe auch wieder Grenzen erweitert werden können, wie auch Dominik nochmal betont:

„[I]ch glaube, das Problem hat eh jeder, dass wenn man in einer Gruppe unterwegs ist, nicht nur immer das, der Faktor ausschlag, also ist man nicht immer nur alleine ausschlaggebend, sondern da sagen dann drei von vier ‚ok, das können wir fahren, das passt schon‘ und dann bist du eigentlich als der Eine dabei, der dann auch nicht

umdrehen will und dann fährst du halt mit rein. Ganz klar gesagt, muss ich ehrlich sagen.“ (Dominik)

Dieser Gruppenzwang, der sich in bestimmten Situationen ergibt, wird allerdings nicht als etwas Negatives gesehen, sondern als Grenzerweiterung im Sinne von Edgework. Sollte sich tatsächlich alles gegen eine Abfahrt sträuben, wird diesem Gefühl meist auch nachgegeben und der Hang nicht gefahren.

Bergesen (2008) führt als eines der Hauptkriterien für die Entstehung einer Communitas die gruppeninterne Kommunikation an. Diese Kommunikation zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass die Botschaften, die vermittelt werden sollen, nur mit der Kenntnis der relevanten Gruppenkultur richtig verstanden werden können. Dies kann sehr einfach bestätigt werden – etwa im oben schon erwähnten Beispiel, wenn beschlossen wird, den Hang oder die Querung einzeln zu fahren. Die Botschaft hier ist, dass der Hang gefährlicher ist (aufgrund der Hangneigung, Exposition o.ä.) als andere und deshalb die Zusatzbelastung für die Schneedecke so gering als möglich zu halten ist. Zudem ist im Falle einer Lawinenauslösung nur eine Person von der Lawine betroffen, der Rest kann suchen und somit schneller bergen. Kennt man diese Bedeutung nicht, ist die Tragweite der Einigung, den Hang einzeln zu befahren, nicht bekannt und die zu vermittelnde Botschaft geht verloren.

Der stark liminoide Charakter der Gruppe, der für eine Communitas spricht, zeigt sich in mehreren Aspekten. Zum einen ist auch hier wieder die Freiwilligkeit, mit der am Sport selbst teilgenommen wird, ein wichtiger Punkt. Diese Freiwilligkeit bedeutet eben aber nicht das Fehlen von Regeln, doch man geht diese damit verbundenen Verpflichtungen freiwillig ein – niemand ist verpflichtet, einen Pieps-Check durchzuführen oder den Pieps mitzuführen, doch die Teilnahme am eigentlichen Geschehen, an der Abfahrt, wird davon abhängig sein, wie Konstanze schon beschrieben hat und wie sich auch in einer Situation während der Feldforschung gezeigt hat. In dieser Situation wurde es von vielen in der Gruppe als unangenehm empfunden, dass eine Person keine Sicherheitsausrüstung mitführte. Diese Bedenken wurden auch offen geäußert. Dominik beschreibt auch, wie er die Erfüllung dieser Voraussetzungen als Teil der persönlichen Weiterentwicklung in der Gruppe sieht:

„Früher bin ich eher hinten nachgedackelt, aber jetzt zum Beispiel denke ich, [...] dass ich wenigstens, mittlerweile, früher habe ich das nie gemacht, dass ich mich hinstellen

würde und das Pieps heraus nehmen würde und die Leute mit Piep-Check vorbeifahren lasse.“ (Dominik)

Diese Eigenständigkeit in der Regelerfüllung gibt ihm wiederum Sicherheit.

Auch die Tatsache, dass sich FreeriderInnen (noch) am Rande der Gesellschaft bewegen, also dass nach wie vor viel mehr Leute das Angebot der gesicherten Pisten nutzen, ist ein weiterer Punkt, warum die Freeride-Gruppe als liminoide Communitas gesehen werden kann.

Alle die hier vorgestellten Strategien wurden an die gegebene Risikosituation angepasst. Das bedeutet, dass der Pieps-Check nicht angewendet wurde, wenn das gesicherte Gelände nicht verlassen wurde und somit das Risiko einer Verschüttung nicht vorhanden war. Der Lawinenlagebericht wurde von einigen TeilnehmerInnen auch nur gelesen, wenn sich die Situation am Berg verändert hatte, nicht jedoch, wenn die Schneebeschaffenheit konstant war. Manche InterviewpartnerInnen und auch Leute, die teilnehmend beobachtet wurden, trugen beim Fahren auf der Piste keinen Helm. Das Risiko eines Sturzes oder Zusammenpralles konnten sie durch ihr fahrerisches Können ausschließen. Die Versicherung, die hauptsächlich eine Bergung im Notfall abdecken sollte, wurde von der einen Person, die den gesicherten Skiraum kaum verlässt bzw. in Pistennähe bleibt, auch nicht extra abgeschlossen. An diesen Beispielen zeigt sich deutlich, dass die Sicherungsstrategien den wechselnden Rahmenbedingungen angepasst werden.

Auf die teilweise bzw. vollkommene Abwesenheit von Sicherungsstrategien soll im nächsten Abschnitt genauer eingegangen werden.

5.6.5. Die Abwesenheit von Sicherungsstrategien

*„[E]s ist nichts passiert und, zum Glück, aber nochmal muss ich das auch nicht haben.“
(Laura)*

Um einen fundierten Blick auf die hier behandelte Thematik der Sicherungsstrategien werfen zu können, soll auch noch kurz erwähnt werden, wie sich die Abwesenheit solcher PPR auf das Sicherheitsgefühl und Risikoverhalten von FreeriderInnen auswirkt.

Nachdem, wie oben schon beschrieben, die gesamte Gruppe der InterviewteilnehmerInnen sehr homogen war und zu einem Großteil die PPR sehr bedacht ausführte, muss hier auf Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung und eines einzelnen Interviews zurückgegriffen werden.

Laura, die einzige der Interviewteilnehmerinnen, die sich mehr auf der Piste als im freien Gelände aufhält, führt kaum eine weiterführende Sicherheitsstrategie durch. Diese Präferenz der gesicherten Piste kann sehr einfach durch den familiären Umgang mit Lawinen erklärt werden. Ihr Vater überlebte die Verschüttung durch eine Lawine. Seither jedoch sind beide Eltern sehr ängstlich und geben diese Haltung auch an Laura weiter, indem sie ihr immer wieder sagen, sie soll die Piste aufgrund der Lawinengefahr nicht verlassen. Auch wenn Laura von Weiterbildungen in diesem Bereich spricht, wollen die Eltern nichts davon hören. Wenn sie einmal im freien Gelände fährt, wissen ihre Eltern nichts davon. Dieser Aspekt verstärkt Unsicherheitsgefühle, die entstehen, wenn sie, wie oben beschrieben, einen Lawinenabgang beobachtet.

Auch die Ausrüstung besitzt sie nicht selbst, sondern leiht sich zumindest ein LVS-Gerät aus, wenn sie vorhat, das freie Gelände aufzusuchen. Bei der Interpretation des LLB verlässt sich Laura auf ihre Freunde, denen sie in dieser Hinsicht bis zu einem gewissen Punkt vertraut, da sie weiß, dass sie sich alle mit der aktuellen Situation am Berg intensiv auseinandersetzen.

Durch das Fehlen dieser vorbereitenden Maßnahmen muss Laura ihre Sicherheit aus anderen Quellen ziehen. Sie verlässt sich hier stark auf etwa die vom Liftbetrieb gesetzten Sicherheitsmaßnahmen, wie das folgende Zitat zeigen soll:

„Also was, wenn ich auf der Piste fahre, dann will ich mich darauf verlassen können, dass so Sachen wie ein Felsvorsprung oder so, dass das abgesichert ist, dass das erkenntlich ist, da hört die Piste jetzt auf. Das finde ich schon, absolut.“ (Laura)

Wenn sie das gesicherte Gelände verlässt, hofft sie, im Notfall auch noch auf Hilfe von außen:

„Was ich am liebsten fahre, sind so kurze Zwischenstücke, weil ich ein bisschen ein Angsthase bin, wo ich jetzt nicht irgendwie einen Kilometer weit weg bin von der Piste, sondern so ein Zwischenstück wo richtig, richtig guter Tiefschnee drinnen liegt. [...] Also wenn ich schon mal wo weit raus, weit rauf stapfen muss oder so, dann fühle ich mich schon so weit weg von der Zivilisation, dass ich mir denke, da findet mich sowieso nie jemand. Also das gibt mir schon auch ein bisschen Sicherheit.“ (Laura)

Auch die Symbole, die anderen, die diese rituellen PPR öfter durchführen, Sicherheit geben sind für Lauras Sicherheitsgefühl nicht bedeutend:

„Also ich kann mit einem Pieps umgehen. [...] Ich kann mit einer Sonde umgehen, obwohl das alles Übungssache ist und ob man das dann in der Stresssituation wirklich so schafft, wie man es gelernt hat, das sei mal dahingestellt.“ (Laura)

Die Kontrollillusion kommt nicht zustande.

So beschreibt sie auch eine Situation, die als Risikosport gesehen werden kann. Aufgrund des fehlenden Sicherheitsgefühls konnten jedoch der Genuss und die positiven Gefühle nicht erreicht werden:

„Bis auf einmal, wo ich mich überreden habe lassen. Es ist zum Glück nichts passiert [...], aber ich habe halt vier Mal gesagt, ich will nicht in die betreffende Rinne rein und er hat halt immer gesagt ‚nein, da fahren wir eh nicht rein, wir fahren da seitlich vorbei‘ und nachdem ich gewusst habe, dass das schon geht und dass wir dann wo anders hinkommen würden, bin ich da halt mitgefahren und, zack die Bohne, bin ich drinnen gestanden in der Rinne und hab halt mal einen kleinen Anfall bekommen, dass ich genau da nicht hinein wollte. Und er so ‚oh, ich habe gedacht du meinst die andere, die links davon‘, ‚nein, ich meine genau die, und jetzt fahren wir, damit ich schnell wieder weg bin von da.‘ Ja, aber, es ist nichts passiert und, zum Glück, aber nochmal muss ich das auch nicht haben.“ (Laura)

Ganz anders ist das bei Situationen, in der sie das Gefühl hat, die Kontrolle zu haben und auch die Konsequenzen zumindest so weit im Griff zu haben, „[z]umindest so, dass ich mich nicht dabei umbringen lasse“ (Laura), wie das etwa beim Fahren auf der Piste ist. Die große Diskrepanz zum Sicherheitsgefühl der anderen InterviewpartnerInnen ist hier besonders sichtbar. Hier zeigt sich wieder, dass die Kontrolle und das Wissen um die möglichen Konsequenzen Sicherheit vermittelt, egal wie scheinbar objektiv unsicher die äußere Umgebung ist. Es zeigt sich auch, dass das Wissen um mögliche Konsequenzen und damit verbunden das Sicherheitsgefühl erlernbar ist.

6. Conclusio

Die eingangs gestellte Forschungsfrage mit den entsprechenden Unterfragen kann aufgrund des erhobenen Materials in Kombination mit dem theoretischen Rahmen nun beantwortet werden.

Dafür wurde anfangs Freeriden als Risikosport identifiziert, um das entsprechende Konzept des Risikos anwenden und auch die damit verbundenen Strategien zur Risikominimierung und dadurch Sicherheitssteigerung aufdecken zu können.

Um eine Sicherungsstrategie ausführen zu können, muss klar entschieden werden, welche Umstände als sicher gelten und welche nicht. Ein oder mehrere Risiken müssen klar identifiziert werden. Je eher ein Risiko nach der persönlichen Einschätzung eintreten wird, desto verstärkt werden auch Handlungen, die als sichernd gesehen werden, durchgeführt. Sicherungsstrategien werden also an das Risikolevel angepasst und verändern sich dementsprechend mit unterschiedlichen Rahmenbedingungen. Zu diesen Rahmenbedingungen wird auch die individuell sehr unterschiedliche Risikoakzeptanz gezählt.

Auf die Frage, welche Strategien zur Herstellung von Sicherheit am Berg es gibt, können mehrere genannt werden, die sich sowohl in ihrer Funktion als auch in der Häufigkeit der Durchführung unterscheiden. So gibt es Strategien, die den Körper direkt vor physischen Einwirkungen schützen sollen. Das Tragen von Protektoren (Helm, Rückenprotektor etc.) verleiht durch die Direktheit und auch leichte Nachvollziehbarkeit der Schutzwirkung ein sofortiges Gefühl von Sicherheit. Am Beispiel des Helmes wurde dies hier demonstriert. Diese Strategie wird jedes Mal angewandt, egal wie hoch das subjektiv gefühlte und eingegangene Risiko tatsächlich ist. Der Abschluss einer eigenen Versicherung schützt den Körper zwar nicht direkt vor mechanischen Einflüssen, es wird damit jedoch versucht, die möglichen Folgen unter Kontrolle zu halten. Diese Strategien dienen also zur Absicherung bzw. Abmilderung der Konsequenzen im Schadensfall und stellen somit augenblicklich Kontrolle her. Das kann durch den unmittelbaren Zusammenhang von Handlung und Wirkung erklärt werden. Damit wird zwar nicht die Risikosituation selbst kontrolliert, jedoch deren mögliche Konsequenzen.

Weiterführende Strategien, wie hier als Beispiele das Lesen des Lawinenlageberichtes und die Durchführung des Pieps-Checks genannt wurden, benötigen ausdrücklich für die Durchführung angeeignetes Spezialwissen. Schon aufgrund dieser Tatsache wird die Durchführung erschwert und kann nur mit einem Mehraufwand betrieben werden. Hier kommt Lyngs Edgework-Konzept zu greifen, denn durch diese weiterführenden Strategien wird auch der Handlungsspielraum der Ausführenden bei gleicher Risikoakzeptanz erweitert. Durch die Ausweitung der eigenen Handlungskompetenzen wird unter denselben Rahmenbedingungen ein erhöhtes Sicherheitsgefühl durch vermehrte Kontrolle hergestellt. Im Sinne von Walles Insight-Modell ist dieser Aspekt für die TeilnehmerInnen besonders wichtig.

Somit gibt es auch für die Herstellung von tatsächlicher Kontrolle mehrere Möglichkeiten, wobei immer die kontextbezogene Weiterbildung den Mittelpunkt der Bemühungen bildet. Diese Weiterbildung findet oft in der Gruppe statt. Dabei werden die verschiedenen Strategien und ihre möglichen Konsequenzen besprochen und auch die Anwendung des neu Erlernten wird in der Gruppe erprobt und schlussendlich etabliert.

In vielen Fällen zeigt die Gruppe Merkmale von Turners Communitas auf, wodurch das gemeinsam Erlebte intensiver wahrgenommen wird.

Die beschriebenen Strategien stellen Sicherheit für die Ausübenden her. Die Herstellung dieser Sicherheit erfolgt über die Kontrolle der Situation. Durch die verschiedenen Sicherungsstrategien wird versucht, die Konsequenzen von Handlungen klar bestimmen zu können. Wenn alle Konsequenzen bekannt und auch bewältigbar sind, ist das ein Risiko, das eingegangen werden kann. Dadurch wird Kontrolle hergestellt.

Es können jedoch auch bei bester Vorbereitung nie alle Aspekte und Teilinformationen, die eine Situation gestalten, bekannt sein. Aus diesem einfachen Grund ist auch eine fehlerfreie Bewertung der entsprechenden Situation nicht möglich und der Schadensfall, der in jedem Fall vermieden werden soll, kann trotzdem eintreten. Dadurch kann nie wirklich volle Kontrolle über eine Situation ausgeübt werden. Durch die Anwendung der verschiedenen Sicherungsstrategien, deren Hauptaufgabe darin besteht, Störstimuli aus der menschlichen Wahrnehmung zu filtern, entsteht jedoch eine Kontrollillusion. Dieser Filtermechanismus ist den

Personen in der Risikosituation durchaus bewusst, wird in die Entscheidungsfindung und somit das Handeln in der Risikosituation jedoch nicht mit einbezogen. Würde dieses Bewusstsein in die Praxis miteinfließen, könnte das Vertrauen in die getroffenen Entscheidungen nicht hergestellt werden. Erst durch das Aufscheinen dieser Kontrollillusion kann eine Weiterentwicklung der themenspezifischen Fähigkeiten stattfinden und somit auch eine Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume. Die Kontrollillusion tritt besonders in Situationen zu Tage, in denen die Grenzen der persönlich gewählten Risikosituation entweder durch vorher scheinbar kontrollierbare Umstände, die jedoch nie kontrolliert wurden (Kontrollillusion), neu gezogen wurden; oder durch das Spiel mit diesen Grenzen, die unkontrollierbaren Umstände absichtlich bewusst gemacht werden und somit die Grenzen nicht mehr so eindeutig erscheinen. Durch die Erweiterung der eigenen Fähigkeiten wird in einer gleichbleibenden Risikosituation tatsächlich Kontrolle hergestellt. Die ideale Handlungsabfolge ist gefunden und wird durch positives Feedback laufend bestätigt.

Die rituellen Dimensionen, die weiterführende Sicherungsstrategien besitzen, vereinfachen die Herstellung von Kontrollillusion. Zum einen reduzieren sie die unterschiedlichen Kategorien, die zur Beurteilung einer Situation herangezogen werden. Dadurch werden auch mögliche Konsequenzen verringert. Die artifizielle Einschränkung dieser Optionen erleichtert dem Individuum die Entscheidung und stellt somit leichter scheinbare Kontrolle her, die wiederum in subjektiv empfundener Sicherheit resultiert.

Zudem wird durch das durchgeführte Ritual die Aufmerksamkeit und Konzentration auf die Bewältigung der vorliegenden Situation gebündelt. Die Fehlerhaftigkeit in der Durchführung der Tätigkeit und damit das Auftreten unerwünschter Konsequenzen werden minimiert. Damit ist die vorbereitende und schützende Wirkung des Rituals vereint.

Durch die spezifischen Kenntnisse, die zur Durchführung eines Rituals nötig sind, wird die Risikosituation jedoch kompetenter bewertet und somit auch tatsächlich mehr Kontrolle ausgeübt.

Die eingangs gestellten Forschungsfragen „*Wie wird in Risikosituationen Sicherheit hergestellt?*“ und „*Welche situationsspezifischen Handlungen stellen in Risikosituationen Sicherheit her?*“ können nun beantwortet werden.

Um ein subjektiv empfundenen Gefühl von Sicherheit herzustellen, werden verschiedene Sicherungsstrategien herangezogen. Je höher das eingegangene Risiko eingeschätzt wird, desto intensiver werden diese Handlungen ausgeführt. Dabei können Strategien, die eine Grundsicherheit herstellen, identifiziert werden. Bei diesen ist der kausale Zusammenhang zwischen gesetzter Aktion und Auswirkung klar erkennbar, es findet kein Entkoppelungsphänomen statt. Weiterführende Sicherungsstrategien hingegen sollen mögliche Konsequenzen erkennbar machen und so eine ideale Handlungsabfolge für die bestimmte Situation liefern. Weiterführende Strategien benötigen zur Durchführung Spezialwissen und Entkoppelungsphänomene finden eher statt. Es konnten bei diesen Strategien rituelle Dimensionen festgestellt werden. Zu deren Hauptaufgaben gehört es, Störstimuli auszufiltern, um eine überschaubare Anzahl an Konsequenzen zu liefern und die Konzentration zu steigern. Durch die Teilnahme an diesen rituellen Dimensionen verstärkt sich das Kontrollgefühl.

Werden die Rahmenbedingungen gewollt oder auch nicht gewollt geändert, muss auch die ausgewählte Strategie adaptiert und am laufenden Feedback überprüft werden.

Während des Feldaufenthaltes aber auch während der Analyse ergaben sich weitere interessante Aspekte, die als Grundlage für weitere Forschungen in diesem Gebiet dienen können. Die Rolle der Medien bei der Risikowahrnehmung und Risikoselektion wurde besonders in informellen Gesprächen immer wieder heftig diskutiert. Dabei stand besonders das Versprechen einiger Wintersportgebiete nach unverspurten Tiefschneehängen unter heftiger Kritik. Auch diverse Filme, die Freeriden als das zentrale Thema aufweisen, jedoch die vielen Fehlversuche der Dreharbeiten nicht und somit auch keine Risiken aufzeigen, wurden vielfach der Verharmlosung von Risiken beschuldigt.

Auch die Auswirkungen, die ein Fehlverhalten oder eine Fehlentscheidung am Berg mit sich bringen kann – einerseits für institutionalisierte Organe, etwa die Liftbetreiber oder die Bergrettung, andererseits natürlich auch für das persönliche Umfeld, also die Familie und Freunde, wäre Ansatzpunkt für eine genauere Untersuchung. Und ein

weiteres, spannendes Forschungsgebiet bietet hier sicher auch Csikszentmihalyis Flow und seine Auswirkungen auf die FreeriderInnen. Ein weiteres interessantes Forschungsthema in diesem Gebiet wären die durch die Tätigkeit ausgelösten Emotionen als bestimmendes Element in der Praxis. Dabei könnte untersucht werden, wie diese Emotionen die sozialen Beziehungen in der Gruppe und somit auch die Hierarchie bestimmen.

Quellenverzeichnis

Literatur:

- Abuhamdeh, S., & Csikszentmihalyi, M. (2012). The Importance of Challenge for the Enjoyment of Intrinsically Motivated, Goal Directed Activities. *Personality and Social Psychology Bulletin*, S. 317-330.
- Alexander, J. C. (2004). Cultural Pragmatics: Social Performance Between Ritual and Strategy. *Social Theory*, S. 527-573.
- Beck, U. (1996). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine neue Moderne*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Bell, C. (2008). Ritualkonstruktion. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 37-48). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Belliger, A., & Krieger, D. J. (2008). Einführung. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein Einführendes Handbuch* (S. 7-36). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bergesen, A. (2008). Die rituelle Ordnung. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. (S. 49-76). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bernard, R. H. (2011). *Research Methods in Anthropology. Qualitative and Quantitative Approaches*. Plymouth: Altamira Press.
- Böhm, A. (2009). Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory . In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke, *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (S. 475-485). Reinbek bei Hamburg: Rowolth Taschenbuch Verlag.
- Boland, T. (2013). Towards an anthropology of critique: The modern experience of liminality and crisis. *Anthropological Theory*, S. 222-239.
- Bonß, W. (1995). *Vom Risiko: Unsicherheit und Ubgewißhiet in der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bräunlein, P. J. (2012). *Zur Aktualität von Viktor W. Turner*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Verlag .
- Bromberger, C. (2008). Fussball als Weltsicht und als Ritual. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. (S. 283-299). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- Brymer, E., & Schweitzer, R. (2012). Extreme sports are good for your health: A phenomenological understanding of fear and anxiety in extreme sport. *Journal of Health Psychology* , S. 477-487.
- Celsi, R. L., Rose, R. L., & Leigh, T. W. (1993). An Exploration of High-Risk Leisure Consumption Through Skydiving . *Journal of Consumer Research* , S. 1-23.
- Cohn, P. J. (1990). Preperformance Routines in Sport: Theoretical Support and Practical Applications. *The Sport Psychologist*,, S. 301-312.
- Connolly, T. (1980). Uncertainty, Action and Competence: Some Alternatives to Omniscience in Complex Problem-Solving. In S. Fiddle, *Uncertainty. Behavioral and Social Dimensions*. (S. 69-91). New York.: Praeger Publishers.
- Csikszentmihalyi, M. (1985). *Das flow-Erlebnis. Jenseits von Langeweile: im Tun aufgehen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Davidson, L. (2012). The Calculable and the Incalculable: Narratives of Safety and Danger in the Mountains. *Leisure Science: An Interdisciplinary Journal*, S. 298-313.
- Ebner, H. (2010). Allgemeines. *Alpinunfälle 2009*, S. 10-11.
- Einwanger, J., Merkel, C., & Tollinger, D. (2007). Mittel- und langfristige Projekte. In J. Einwanger, *Mut zum Risiko. Herausforderungen für die Arbeit mit Jugendlichen*. (S. 198-206). München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Emerson, R. M., Fretz, R. I., & Shaw, L. L. (1995). *Writing Ethnographic Fieldnotes*. Chicago : Chicago University Press .
- Flick, U. (2009). Triangulation in der qualitativen Forschung . In U. Flick, E. von Kardorff, & I. (. Steinke, *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (S. 309-318). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Fruehberger, E. (2014). *Die Ökonomisierung des Skisports am Beispiel Österreich. Diplomarbeit*. Universität Wien .
- Geertz, C. (2008). "Deep Play" - Ritual als kulturelle Performance. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. (S. 99-118). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Giulianotti, R. (2009). Risk and Sport: An Analysis of Sociological Theories and Research Agendas. *Sociology of Sport Journal* , S. 540-556.

- Goethals, G. T. (2008). Ritual und die Repräsentation von Macht in Kunst und Massenkultur. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 301-320). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Göring, A. (2006). *Risikosport - Interdisziplinäre Annäherung, empirische Befunde und Anwendungsbezüge*. Univ. Dissertation. Universität Göttingen.
- Göring, A. (2007). Risiko Forschung? Risikoforschung. In J. (. Einwanger, *Mut zum Risiko. Herausforderungen für die Arbeit mit Jugendlichen*. (S. 38-45). München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Grimes, R. (2008). Typen ritueller Erfahrung. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 117-133). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Guttmann, A. (1992). From Ritual to Record . In S. J. Hoffman, *Sport and Religion* (S. 143-151). Champaign, IL: Human Kinetics Publishers, Inc. .
- Hoffman, D., & Lubkemann, S. (2005). Warscape Ethnography in West Africa and the Anthropology of "Events". *Anthropological Quarterly*, S. 315-327.
- Humphrey, C., & Laidlaw, J. (2008). Die rituelle Einstellung. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. (S. 135-155). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jennings, T. (2008). Rituelles Wissen. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 157-172). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kern, M., Tschirky, F., & Schweizer, J. (2001). *Feldversuche zur Wirksamkeit einiger neuer Lawinen-Rettungsgeräte*. Von WSL-Institut für Schnee- und Lawinenforschung SLF:
http://www.slf.ch/praevention/verhalten/notfallausruetzung/feldversuche_2001_lang.pdf abgerufen
- Kertzer, D. I. (2008). Ritual, Politik und Macht. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 363-388). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Koller, G. (2007). Warum Jugendliche Grenzen suchen und darin Gesundheit finden. In J. (. Einwanger, *Mut zum Risiko. Herausforderungen für die Arbeit mit Jugendlichen* (S. 32-37). München: Ernst Reinhardt Verlag.

- Lamprecht, H. (2012). Pistenrand - der neuralgische Bereich. *Veröffentlichte Präsentation gehalten am Betriebsleiterseminar Obergurgl*, (S. 1-28). Obergurgl.
- Langer, E. J. (1975). The Illusion of Control . *Journal of Personality and Social Psychology*, S. 311-328.
- Langer, E. J., & Roth, J. (1975). Heads I Win, Tail It's Chance: The Illusion of Control as a Function of the Sequence of Outcomes in a Purely Chance Task. *Journal of Personality and Social Psychology*, S. 951-955.
- Larkin, M., & Griffiths, M. D. (2004). Dangerous Sports and Recreational Drug-use: Rationalizing and Contextualizing Risk. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, S. 215-232.
- Lerner, A. (1980). Orientation to Ambiguity. In S. Fiddle, *Uncertainty. Behavioral and Social Dimensions*. (S. 43-58).
- Le Breton, D. (2000). Playing Symbolically with Death in Extreme Sport. *Body & Society*, S. 1-11.
- Liénard, P., & Boyer, P. (2006). Whence Collective Rituals? A Cultural Selection Model of Ritualized Behavior. *American Anthropologist*, S. 814-827.
- Luhmann, N. (1991). *Soziologie des Risikos*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Lupton, D. (2013). Risk and emotion: towards an alternative theoretical perspective. *Health, Risk & Society*, S. 1-14.
- Lupton, D., & Tulloch, J. (2002). `Risk is Part of Your Life`: Risk Epistemologies Among a Group of Australians. *Sociology*, S. 317-334.
- Lupton, D., & Tulloch, J. (2010). "Life would be pretty dull without risk": Voluntary risk-taking and its pleasures. *Health, Risk and Society*, S. 113-124.
- Lupton, D. (2013). Risk and emotion: towards an alternative theoretical perspective. *Health, Risk & Society*, S. 634-647.
- Lyng, S. (1990). Edgework: A Social Psychological Analysis of Voluntary Risk Taking . *American Journal of Sociology* , S. 851-886.
- Menapace, V. (2012). *Rituale im Leistungssport*. Diplomarbeit. Universität Wien.
- Midol, N., & Broyer, G. (1995). Toward an Anthropological Analysis of New Sport Cultures: The Case of Whiz Sports in France. *Sociology of Sport Journal* , S. 204-212.

- Montagna, P. (1980). Uncertainty as a Scientific Concept and its Application to the Study of Occupations and Organizations . In S. (. Fiddle, *Uncertainty. Behavioral and Social Dimensions*. (S. 9-42). New York : Praeger Publishers.
- Narayan, K. (September 1993). How Native is a "Native" Anthropologist? . *American Anthropologist*, S. 671-686.
- Newmahr, S. (2011). Chaos, Order, and Collaboration: Toward a Feminist Conceptualization of Edgework . *Journal of Contemporary Ethnography* , 682-712.
- Oesterreichischer Alpenverein (2013). *risk´n´fun booklet*. Innsbruck: Oesterreichischer Alpenverein.
- Ortner, S. B. (1973). On Key Symbols. *American Anthropologist*, S. 1338-1346.
- Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit (2010). *alpinunfälle 2009*. Innsbruck: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit.
- Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit (2012). *sicherheit im bergland. jahrbuch 2012*. Innsbruck: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit.
- Parson, T. (1980). Health, Uncertainty, and the Action Situation. . In S. Fiddle, *Uncertainty. Behavioral and Social Dimensions*. (S. 145-162). New York. : Praeger Publishers. .
- Platvoet, J. (2008). Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (S. 173-190). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Rappaport, R. A. (2008). Ritual und performative Sprache. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. (S. 191-210). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Ruffert, A. (2003). Zu dieser Dokumentation. *Rituale: Fluch oder Rettung?* (S. 3). Stolberg: Aachener Sozialkonvention.
- Russell, J. (32 2012). The Value of Dangerous Sport. *Journal of the Philosophy of Sport*, S. 1-19.
- Schippers, M. C., & van Lange, P. A. (2005). *The Psychological Benefits of Superstitious Rituals in Top Sport: A Study Among Top Sportsmen*. Universität Rotterdam: Erasmus Research Institute of Management (ERIM).

- Schlüter, W. (2003). Rituale, skeptisch betrachtet. *Rituale: Fluch oder Rettung?* (S. 19-24). Stolberg: Aachener Sozialkonvent.
- Smith, J. Z. (2008). Ritual und Realität. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch.* (S. 211-224). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stoddart, M. C. (2010). Constructing masculinized sportscapes: Skiing, gender and nature in British Columbia, Canada . *International Review for the Sociology of Sport* , 108-124.
- Stranger, M. (1999). THE AESTHETICS OF RISK: A Study of Surfing. *International Review for the Sociology of Sport*, S. 265-276.
- Strauss, A., & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.* Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Töchterle, L. (2013). Vergesst den Rest! Das Restrisiko - eine gedankliche Fehlkonstruktion. In O. Alpenverein, *risk´n´fun booklet* (S. 48-49). Innsbruck: Oesterreichischer Alpenverein .
- Turner, E. (2012). *Communitas. The Anthropology of Collective Joy.* New York: Palgrave MacMillan.
- Turner, V. (1967). *The Forest of Symbols.* Ithaca: Cornell University Press.
- Turner, V. (1977). Variations on a Theme of Liminality. In S. F. Moore, & B. G. Myerhoff, *Secular Ritual* (S. 36-52). Assen, Niederlande: Van Gorcum & Company.
- Turner, V. (2005). *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur.* Frankfurt/Main : Camous Verlag.
- Turner, V. W. (2008). Liminalität und Communitas. In A. Belliger, & D. J. Krieger, *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch.* (S. 249-260). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- von Cube, F. (2000). *Gefährliche Sicherheit. Lust und Frust des Risikos.* . Stuttgart, Leipzig: S. Hirzel Verlag.
- Walle, A. H. (1997). Pursuing Risk or Insight. Marketing Adventures. *Annals of Tourism Research*, S. 265-282.
- Wels, H., van der Waal, K., Spiegel, A., & Kamsteeg, F. (2011). Victor Turner and liminality: An introduction . *Anthropology Southern Africa*, S. 1-4.
- Willig, C. (2. Juni 2008). A Phenomenological Investigation of the Experience in Taking Part in "Extreme Sports" . *Journal of Health Psychology*, S. 690-702.

Womack, M. (1992). Why Athletes Need Ritual: A Study of Magic Among Professional Athletes. In S. J. Hoffman, *Sport and Religion* (S. 191-202). Champaign, IL: Human Kinetics Publishers, Inc. .

Würtl, W., Mair, P., Zörer, W., Mayr, R., Schäfer, G., & Sumann, G. (2011). *Lawinenfibel*. Innsbruck: Österreichisches Kuratorium für Alpine Sicherheit.

Internetquellen:

Alkan, G. (4. September 2012). *derstandard.at*. Von *derstandard.at*> Gesundheit> gesund bleiben> Freizeitunfälle: <http://derstandard.at/1345165943095/Bergunfaelle-Gute-Ausruestung-schlechte-Vorbereitung-abgerufen>. Zugriff am: 08. Jänner 2014

bergzeit.at. Von *berzeit.at*>Lawinenrucksack: <http://www.bergzeit.at/lawinenrucksack/> abgerufen. Zugriff am 08. Jänner 2014

Corn, L. *Motive für die Ausübung von Risikosportarten*. Von *shutdown.at*: <http://now.shutdown.at/wp-content/uploads/2013/11/risikosport-motive.pdf> abgerufen. Zugriff am: 15. Dezember 2014

Fixedmind GmbH & co KG. *Studie zur Ganzverschüttung (ABS vs. Lawinenball) - freeskiers.net*. Von *freeskiers.net*: <http://www.freeskiers.net/community/showthread.php?4592-Studie-zur-Ganzversch%FCttung-%28ABS-vs-Lawinenball%29> abgerufen. Zugriff am: 26. Dezember 2014

Gargellen - Pisten, Skroueten und Varianten. Von Gargellen: <http://www.gargellen.at/666.html> abgerufen. Zugriff am 22. Dezember 2014

Haidlen, C. (07. April 2011). *Pistensicherung in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Von Internationale Seilbahn-Rundschau: <http://www.isr.at/Pistensicherung-in-Deutschland-OEsterreich-und-der-Schweiz.225.0.html> abgerufen. Zugriff am 22. Dezember 2014

Internationaler Ski Verband. *Österreichischer Skiverband*. Von FIS-Verhaltensregeln: https://www.oesv.at/media/media_vereinsservice/media_fisregeln/fis-verhaltensregeln.pdf abgerufen. Zugriff am 22. Dezember 2014

Lasch, C. (28. April 1977). *The Corruption of Sport*. Von The New York Review of Books : <http://www.nybooks.com/articles/archives/1977/apr/28/the-corruption-of-sports/> abgerufen. Zugriff am 15. April 2015

Oesterreichischer Alpenverein. *Empfehlungen & Tipps - Oesterreichischer Alpenverein* . Von Sicher Skitouren. 10 Empfehlungen des Alpenvereins : <http://www.alpenverein.at/portal/berg-aktiv/ausruestung-sicherheit/index.php> abgerufen. Zugriff am 26. Dezember 2014

Pieps.com. *Funktionsweise ABS-Rucksack*. Von ABS-Airbag: <https://www.abs-airbag.com/de/funktionsweise.html> abgerufen. Zugriff am 26. Dezember 2014

Pieps.com. *Pieps.com*. Von Know-How: <http://pieps.com/de/know-how> abgerufen. Zugriff am 13. Februar 2013

Salzburger Lawinenwarndienst. *Organisation: Salzburger Lawinenwarndienst* . Von Salzburger Lawinenwarndienst: <http://www.lawine.salzburg.at/organisation.html> abgerufen. Zugriff am 23. Dezember 2014

Filmmaterial:

Fanck, A. (Regisseur). (1931). *Der Weisse Rausch - neue Wunder des Schneeschuhs* [Kinofilm].

Interviews:

Synonym	Datum	Dauer	Interviewer
Armin & Bärbel	30.Dezember 2013	93:14 min	Lisa Gappmayer
Clara	01.September 2013	41:16 min	Lisa Gappmayer
Daniel	22.August 2013	42:47 min	Lisa Gappmayer
Dominik	02.Jänner 2014	49:44 min	Lisa Gappmayer
Konstanze	28.Dezember 2013	45:41 min	Lisa Gappmayer
Laura	15.August 2013	42:40 min	Lisa Gappmayer
Raphael	06.August 2013	40:18 min	Lisa Gappmayer
Robert	05.August 2013	48:55 min	Lisa Gappmayer
Sam	06.August 2013	28:04 min	Lisa Gappmayer
Sarah	21.August 2013	43:51 min	Lisa Gappmayer

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Risikomanagement und Sicherungsstrategien, die Personen in selbstgewählten Risikosituationen anwenden. Menschen gehen häufig Risikosituationen ein, es findet ein regelrechter Boom von risikoreichen Freizeitaktivitäten statt. In diesen Situationen werden verschiedene Strategien zur Herstellung von Sicherheit angewandt. Durch teilnehmende Beobachtung und Leitfadeninterviews wurde empirisches Datenmaterial gesammelt, das diese Sicherungsstrategien bei FreeriderInnen näher beleuchtet. Die Forschungsfragen dazu lauten: „Wie wird in Risikosituationen Sicherheit hergestellt? Welche situationsspezifischen Handlungen stellen in Risikosituationen Sicherheit her?“

Ein Ergebnis der Studie ist, dass grundsätzlich zwei Arten von Strategien durchgeführt werden: Zum einen Strategien, die Grundsicherheit herstellen, wobei der Zusammenhang zwischen gesetzter Aktion und Auswirkung klar erkennbar ist; zum anderen werden weiterführende Strategien angewendet, die Spezialwissen des oder der Ausführenden benötigen. Diese weiterführenden Strategien besitzen rituelle Dimensionen. Rituelle Dimensionen sollen vorwiegend Störstimuli ausfiltern und die Konzentration steigern. Je höher das subjektiv empfundene Risiko ist, desto intensiver werden diese Sicherungsstrategien auch verwendet.

Die Strategien werden immer an die jeweilige Situation angepasst. Findet durch die Bewältigung einer Risikosituation eine Erweiterung der persönlichen Grenzen statt, werden die Strategien auch hier angepasst.

The thesis is about risk management and safety strategies used by people in self-imposed risk situations. People like being in risky situations. There is a boom of leisure activities which are risky. In those risky situations, a variety of strategies to establish safety are carried out. Qualitative data gathered via participant observation and ten semi-structured interviews provide a deeper insight into applied safety strategies of freeriders to help answering the research questions: How is individually perceived safety gained in high-risk situations? Which situation-specific actions establish safety in risk situations?

Two different kinds of safety strategies were examined. First those to establish some kind of basic safety. The correlation between strategy and consequence is obvious. Then there are additional safety strategies, which require the actor's special knowledge. Those additional strategies contain ritual aspects, which exfiltrate disturbing stimuli and increase concentration. The higher the individually perceived risk, the more intense is the implementation of those ritualistic strategies.

The strategies are changed to accommodate the specific situations. Through the accomplishment of risky situations, personal limits are extended. In this case, also the strategies are being adapted.

Schlagwörter: Risiko, Sicherheit, Freeriden, Sicherungsstrategien, Ritual, Flow, Edgework, Grenzerweiterung, Risikomanagement, Kontrollillusion, Sport, Alpen, Communitas, Sportanthropologie

tags: risk, safety, freeriding, safety strategies, risk management, ritual, flow, edgework, limit expansion, illusion of control, sport, alps, communitas, anthropology of sport,

Lebenslauf

10/2010 – 06/2015 Masterstudium Universität Wien

Kultur- und Sozialanthropologie

10/2007 – 06/2010 Bachelorstudium Universität Wien

Institut für Kultur- und Sozialanthropologie

Empirische Bachelorarbeit (2010): „*Social Entrepreneurship – ein neues Denken in der Wirtschaft*“

Theoretische Bachelorarbeit (2010): „*Auge um Auge, Zahn um Zahn? Die Menschenrechtsdebatte zwischen Universalismus und Relativismus*“

10/2006 – 02/2007 Karl-Franzens-Universität Graz

Betriebswirtschaftslehre

03/1999 – 06/2006 Musisches Gymnasium Salzburg

Abschluss Matura